

Stern der Neger



Katholische - Missions -
 Zeitschrift
 der Söhne des hl. g. Herzens
 Jesu.

Organ des Marien - Verein für Afrika.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Postzusendung 2 K = 2 Mk. = 3 Franken.

Missionshaus Milland bei Brixen, Tirol.

Unsere Bitten.

Sollte einer unserer verehrten Leser und Gönner die Zeitschrift „*Stimmen aus Maria-Laach*“ entbehren können, so möchten wir recht herzlich um die letzten sechs Jahrgänge bitten.

Wer unserer lieben Leser möchte unserem Bruder *Schuster* zu einer Nähmaschine verhelfen? Er hat ungefähr 80 Personen mit Schuhen zu versehen, was er aber ohne Maschine kaum leisten kann. — Dankbarst nehmen wir jede Gabe zu diesem Zweck entgegen und können die P. T. Wohltäter den Beitrag unter dem Titel „*Schuster*“ dem Missionshause zuschicken.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Herr *Josef Schäfer*, Frau *Maria Bockenhuber* jun.

Briefkasten der Redaktion.

P. W. Im Gabenverzeichnis alles Gewünschte bemerkt. Hoffentlich wird jene Quelle nicht versiegen. Bezüglich des P. S. „In Angelegenheit der Abreise“ usw. Kanitverstan. Bitte nochmals, das Versprochene halten!

Au mehrere. Bei Adressenänderung soll man immer die frühere (nicht nur die neue) Adresse angeben. — Zahlungen sollen unter jener Adresse geleistet werden, unter der man den „*Stern der Neger*“ erhält. So wird uns Zeit, Arbeit und Geld erspart.

L. R. in D. Die Sendung war fast zu großmütig. Einweilen herzliches „Vergelt's Gott!“ Brief folgt später.

Nach W. Ob wir einen Schmied oder Schlosser brauchen können? Hier und in Afrika. Hast nicht im „*Stern*“ gelesen, daß er „der große Mann“ im Schillutlande heißt!

P. B. W. Hoffen und Harren macht

manchen... möcht' ich fast denken. Bin in großer Verlegenheit. Also bitte bald, recht bald schicken. Hoffentlich werden Sie doch schon im Besitze der Bilder sein? Das Uebrige, nicht wahr, sehr bald.

A. J. in G. Bald wird wieder eine Abreise sein; da wird er wohl mit zu den Schwarzen; hättest nicht auch du Lust, dich anzuschließen? Arbeit gibt's drüben genug, auch für dich, oder fürchtest, von den Njam-Njam verzehrt zu werden? Da bist du viel zu mager.

6705 u. ff. sind in der letzten Nummer ausgewiesen, also Abommementsbetrag erhalten. Keine Sorge mehr. „Vergelt's Gott!“

Zu unseren Bitten. Die Schuhmacher-Nähmaschine ist bereits angekommen, aber samt der Rechnung und die wartet auf Saldierung. Die Maschine ist gut; hoffentlich werden wir sie bald bezahlen können.

Redaktionsluß am 20. Oktober 1906.

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 3. bis 20. Oktober haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 85 643 1185 1712 2458 2522 3008 3107 5431 5464 5556 5562 5563 5564 5565 5566 5567 5568 6637 6660.

Gaben-Verzeichnis vom 1. bis 20. Oktober 1906.

In Kronen.

Opferstok: St. Johann i. L. M. S. 1.—; St. Peter J. M. 1.—; Wels J. M. 2.—; St. Kassian Th. P. 18.—; Heiligkreuz J. W. 40.— (s. d. W. d. Erl.); Dlang A. Sch. 6.—; Hall d. M. D. 6.—; Willnöb Unge-nannt 20.—, N. N. 2.—; Ebensee M. B. (Herz Jesu-Kasse) 7.10; Brettau i. T. d. N. B. von Ung. 1400.—; Kurtatsch N. L. 20.— (m. Abom.).

Effekten. Vinzenz Bernardi Briefmarken und Ansichtskarten; A. Abdelgheri eine Kiste Gerste; Ehrw. Barmherzige Schwestern Brigen einige Tausend Briefmarken und Ansichtskarten; L. Kolesder zwei Stück Tuch; J. Weth 33 Bändchen „*Volksausklärung*“, Briefpapier 10; Widum in Willnöb ein Kesch.

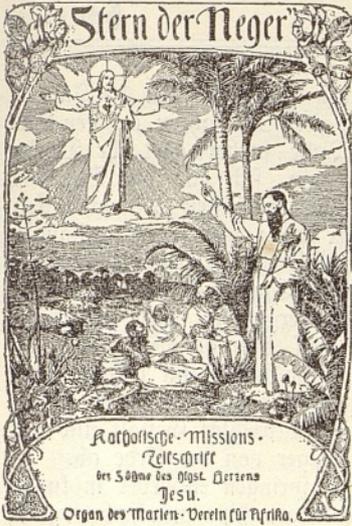
Zur Verfolgierung von heiligen Messen sandten ein: M. Breinwieser 2.—; P. Wolf 5.88; M. Bockenhuber 3.40; G. Bockenhuber 6.—; N. N. Willnöb 2.—; J. König 2.—; A. Mühl 3.—; J. Weth 8.93.

Zur Taufe von Heidenkindern: M. Pl. Junsbrud 20.— (Norbertus); Kath. P. St. Kassian 24.— (Katharina); M. Hillesheim 74.04 (Matthias, Gertrud und Katharina); Heiligkreuz 20.— (Cäcilia).

Für die Missionen: Fr. M. Dorf Bozen 9.—.

* * *

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“



Der „Stern der Neger“ dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern. — Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentralafrika).

„Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden, die trobe Botschaft des Heiles verkünden“! (Röm. 10, 15.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.
Abonnement ganzjährig mit Postversendung 2 K = 2 Mk. = 3 Fr.



Heft 11.

November 1906.

IX. Jahrg.

Die Schilluk.

Land und Leute.

Von Hochwürden P. Wilhelm Hanbolzer F. S. C.

[Fortsetzung.]

9. Schrift.

Lesen und Schreiben sind unbekannte Sachen in den oberen Nilländern. Im Zählen bringen es die Schilluk auf Hundert mit Hilfe der Finger, von Erdstückchen oder Strohhalmen. Der zu zahlende Tribut, der in Kühen und Ochsen besteht, wird dem Dorfvorsteher vom König nicht in Zahlen, sondern in ebensovielen Strohhalmen überreicht.

Das Jahr hat auch am Nil zwölf Monate. Diese sind aber nicht in Wochen geteilt. Man lebt und rechnet mit dem Mond. Seine Lebensjahre weiß kein Schilluk; er weiß nur, unter welchem König er geboren ist. Es kann daher mit einer Geschichte nicht weit her sein, abgesehen davon, daß es im Lande keine Denkmale und Inschriften gibt. Die Alten wissen von den Anfängen des Schillukstammes, von seinen Wanderungen, Kriegen und Hungersnöten zu erzählen. Es spielt sich aber alles so märchenhaft ab, als ob es damals eine andere Welt gegeben hätte. So wollen beispielsweise die Schilluk von einer Kuh abstammen, die aus

dem Nil herauskam. Wie das zugegangen, wissen sie selber nicht. Der Legenden und Fabeln sind so viele, daß ich einen ganzen Band damit ausfüllen könnte.

10. Dichtung.

Ich darf kühn behaupten, daß sämtliche Schilluk Gelegenheitsdichter sind. Jeder junge Schilluk hat seinem Gegenüber beim Tanzen ein Gelegenheitslied vorzusingen. Außerdem laufen noch viele andere Berufsdichter und Sänger im Lande herum. Sie singen aber nicht von „Lenz und Liebe, von seliger, goldener Zeit“, sondern von Bier und Krügen, Fleisch und Hunger. Diese Dichter glauben sich von Gottes Gnaden und sind stolz auf ihr literarisches Eigentum: sie sind ja Dichter und Komponisten. Ein Gedicht wird genügen zur Beurteilung der Art, in der gedichtet wird.

Während der Wahl des letzten Königs erhob sich „früh morgens, wenn die Hähne krähen“, ein Sänger, um Seiner Majestät mit dem Holzschlegel zu winken, daß er einen Ochsen den Gästen schenke.

Er sang also:

Nykanġ, Agogġiang
de nut elino
Nykanġ ega Jällio
de bara wau
Nykanġ Agogġiang.

In Uebersetzung: „Nykanġ (d. h. der sagenumwobenste Schillukfönig), der Sonnenschieber, er lebe! Er ist dahin — ich weiß — Nykanġ, das Kind der Jällio, ist verschwunden. — Doch dämmert der Morgen“ (d. h. der Hunger drückt).

Man sieht, die Kunst geht da nach Brot und Fleisch. Will ein reicher Mann gepriesen sein in Sang und Dichtung, so muß er einen Ochsen zahlen. Ein armes Ehepaar, das seinen Gästen einen Musikabend bereitet, bezahlt zwei bis drei Schafe.

Viel Unheil richten Spottgesänge einzelner Dörfer und Personen unter einander an.

Ein Wanderer hatte gesehen, wie die Bewohner des Bezirkes Kunam ein selbstverendetes Nilpferd aus dem Flusse zogen und verpeisten, worüber er folgendes Spottlied machte:

Akob tieng wel
Kunam da Vraio
Eciam far kuapo.

D. h.: Ein Wanderer hat's erlebt,
Kunam (d. i. ein Dorf) hat Hunger.
Es laßt sich am Nilpferdfett
Und der Geruch — ach, bitte!

Eine selbständige Musik, die keinen Gesang nötig hat, kennt man nicht. Die Lieder sind mehr rezitativ; es kommen aber gelegentlich nette Melodien darin zum Vorschein.

Die Schilluk sind ungemein musikalisch. Ich habe schon Volkslieder von 5000 bis 6000 Personen singen hören und mußte dabei die Präzision im Takte sowie die überraschend feinen, abwechselnden Einsätze von Kinder-, Frauen- und Männerstimmen bewundern.

An Musikinstrumenten haben sie nur die Trommel und eine ganz primitive Gitarre. Die Musik ist die Begleiterin von Arbeit und Tanz.

11. Tanz.

Nun zum Tanz. Das Wort Tanz spielt im Leben dieses Volkes eine Rolle, wie es sich gar nicht beschreiben läßt. Es elektrisiert das Kind und bezaubert noch den Alten, der dem Tode nahe ist.

Das Mädchen geht mit zirka 10 Jahren, die Jungen mit zirka 14 Jahren auf den Ball und schon ein Jahr früher geht ihr Denken und Trachten dahin, sich für den Tag des ersten Tanzes am schönsten zu schmücken. Uebrigens ist der Tanz hier höchst anständig.

Es gibt religiöse und weltliche Tänze.

Bei den religiösen Tänzen bilden die „Damen“, die Hände ineinandergefügt, einen Kreis und bleiben immer auf dem gleichen Fleck; ihr Tanzen ist ein taktmäßiges, mit leichter Kniebewegung ausgeführtes Hüpfen. Der Körper hält sich dabei in aufrechter Gestalt und hebt sich keine drei Finger von der Erde ab.

Die „Herren“ springen entweder in kurzen Schritten, die Ellbogen hin- und herbewegend, um diesen Kreis herum oder sie bilden weitere Kreise hinter den Mädchen und tanzen, jeder für sich, ähnlich wie diese.

Die weltlichen Tänze unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den religiösen, daß die „Damen“ dabei engagieren. Der Tanz beginnt mit einem Waffenumzug der männlichen Tänzer. Ist dieser fertig, so bilden die Tänzer einen weiten Kreis, in dem einer nahe am andern steht. In seiner Mitte erscheinen nun die Tänzerinnen zwei und zwei, einander an der Hand führend, und halten Umschau. Auf ein Zeichen der Trommel beginnt die Einladung der „Damen“. Sie begeben sich an die Seite ihrer Tänzer, machen ihm stillschweigendes Kompliment und kehren dann wieder in die Mitte zurück. Sind alle „Damen“ an Tänzer versprochen, so beginnt die Aufstellung zum Tanze. Allemal vier Paare stehen einander gegenüber und folgen sich, einen Kreis bildend. Die Trommel beginnt und in die Menschenmasse kommt Leben. Die Paare hüpfen in oben beschriebener Weise und bewegen sich langsam vorwärts. Ist das erste Paar an dem Punkte angelangt, von dem es ausgegangen, so ist der Tanz fertig.

Während des Tanzes finden kurze, theatrale, mimische Aufführungen statt. Die Tänzer verlassen dazu auf einige Minuten ihr Vis-a-vis; man sieht da kleine Löwen- und Elephantenjagden sich schnell abspielen; man findet Familien- und Gerichtsszenen dargestellt; man hört Löwen brüllen, Raben krächzen, Hyänen schreien; man sieht das Krokodil, die Giraffe, den Kranich und noch andere Vier- und Zweifüßler nachgeahmt.

Die Wirkung eines solchen Tanzes mit

seinen mimischen Aufführungen auf einen Europäer ist unbeschreiblich. Man denke sich, daß jeder Tänzer seiner Nachbarin ein eigenes Lied singt, daß Tänzer und Tänzerinnen mit Schellen und Glöcklein überladen sind und daß die Teilnehmer alles Mögliche und Unmögliche auf und an sich hängen. Ich sah einmal beispielsweise eine alte Lampenglocke aus Messing auf dem Kopf eines Tänzers.

12. Heirat.

Einen tiefen Einblick in das Leben der Neger geben ihre Familienverhältnisse. In erster Linie ist hier natürlich die Verheiratung zu berühren.

Ja, das Heiraten! Das ist hier eine eigene Sache. Der Mann hat seine Frau zu kaufen mit 6 bis 12 Stück Vieh. Dadurch ist die Lage der Frau schon gekennzeichnet: sie ist eine Ware, die, nachdem sie gekauft ist, sich in ihr Schicksal zu fügen hat.

Der Heirat geht auch hier die Verlobung voran. Eheversprechungen sind früher oft an fünf- bis sechsjährige Mädchen bezüglich deren Eltern gemacht worden. Sie nehmen aber jetzt sehr ab, da es vorgekommen ist, daß redlich sich abmühende junge Männer, die jahrelang das Beste sich vom Munde abgespart und in das Haus der Verlobten getragen hatten, sehen mußten, wie diese trotzdem an einen mehr bietenden „Hereingeschmeckten“ verkauft wurde.

Hat ein junger Mann an einer Schönen Gefallen gefunden und sich genugsam orientiert über ihren Charakter, Fleiß und ihre Keuschheit, so schickt er einen Unterhändler zu den Eltern seiner Angebeteten mit einem Schaf, das zur Bahmung des Weges für die späteren Verhandlungen dient.

Bald darauf geht er dann selbst mit einigen Freunden in das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern und trägt sein Anliegen vor. Er bekommt vorerst allgemeine Versprechungen, die natürlich nicht binden; je fetter das Schaf ist, das er mitgebracht, desto ernster sind diese in der Regel.

Inzwischen orientiert sich der Vater, ob der Bewerber einen guten Viehstand habe. Ist das der Fall, so muß die Tochter das Vieh für ein großes Gelage brauen, zu dem die Freunde und Bekannten des Freiers eingeladen werden. Es kommt ihr darauf an, einen möglichst großen Beweis von ihrer

Haushaltungstüchtigkeit zu liefern und auch bei den Freunden Anklang zu finden.

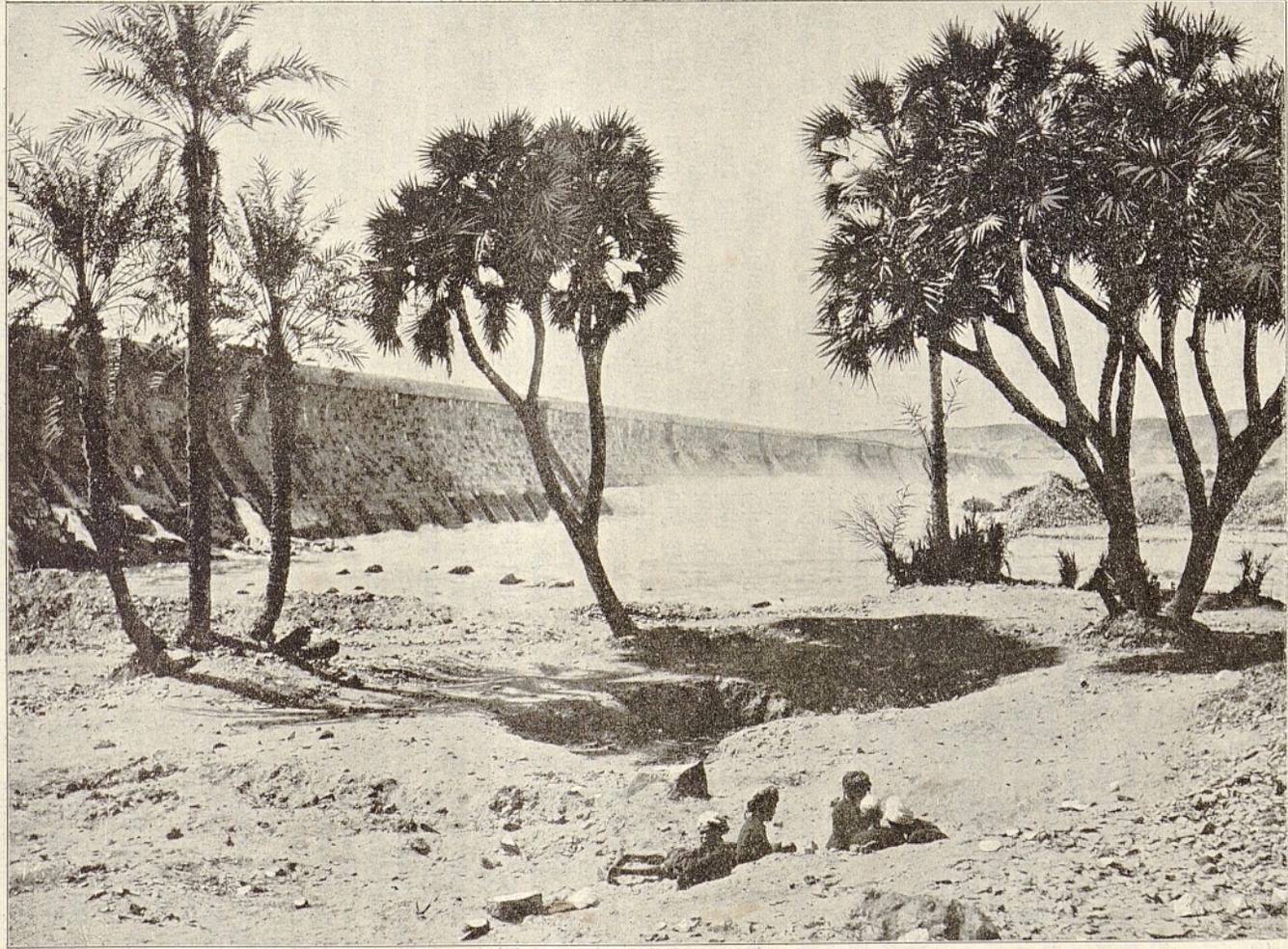
Es folgt eine zweite Einladung, bei der der eigentliche Kuhhandel stattfindet. In Gegenwart der Dorfalten wird der Kaufpreis festgesetzt, der sich zwischen 6 bis 12 Stück Vieh bewegt.

Hat der Bewerber die festgesetzte Zahl Ochsen und Kühe gebracht, so brauen die Freundinnen der Braut ein neues Bier oder sie machen lieber die Essenz zu einem solchen und veranstalten damit ein Gelage im Dorfe des Bräutigams selbst. Es wird dabei getanzt und gesungen und man trennt sich erst, wenn der letzte Tropfen Bier verschwunden ist.

Nun wären die äußeren Formalitäten vollzogen; es fehlt nur noch die Hauptsache: der Wille der Braut. Ist sie wohlherzogen und gehorcht sie ihren Eltern, so nimmt sie den Bräutigam, wenn sie ihn auch noch nie gesehen. Die Frage ist jedesmal sehr einfach, wenn beide einander lieben und die Heirat aus gegenseitiger Zuneigung entstanden ist. Schwer wird die Lage, wenn das Mädchen nicht einwilligt und die Eltern und Verwandten auf dem hohen Kaufpreise bestehen. Das Kind wird geprügelt, man bindet ihm die Hände auf den Rücken, man legt es in ein Fischnetz und taucht es so oft unter Wasser, bis es Ja sagt. In sehr vielen Fällen wird dadurch die Einwilligung erreicht; aber ob etwas Gutes dabei herauskommt, ist eine andere Sache. Es mehren sich aber jetzt die Fälle, wo die Mädchen auf ihrer freien Wahl bestehen und lieber sich aufhängen als nachgeben. Nach der Einwilligung behält der Vater seine Tochter noch so lange im Hause, bis sie das heiratsfähige Alter erreicht hat.

Ist die Zeit der Trauung gekommen, so nimmt die Braut Abschied von ihren Eltern und geht — ein Stück weit von ihren Freundinnen begleitet — allein ins Haus des Bräutigams. Vater und Mutter dürfen ihr Kind nie in seinem neuen Heim aufsuchen; es kommt von Zeit zu Zeit ins Elternhaus zurück und hilft aus, wenn es nötig ist. Der Schwiegersohn darf seinen Schwiegereltern nie ins Gesicht schauen und muß in großer Entfernung von ihnen verhandeln, was ihn drückt.

Eine junge Frau sagte mir einmal: „Solange wir unverheiratet sind, sind wir Prinzessinnen, einmal ins Haus gegangen, d. h. verheiratet, werden wir zu Lastefeln.“



Nil-Stauwerk bei Assuan.

In diesem Ausdruck ist die Stellung der Frau richtig gekennzeichnet. Sie hat nichts in die Ehe mitgebracht, also hat sie nichts zu sagen. Sie ist nicht gemeinsam mit ihrem Manne sowie sie nie in Begleitung desselben

Es ist leicht ersichtlich, daß in der Schilluf-ehe wenig Glück und Liebe vorkommt; die Frau liebt ihre Kinder, ihrem Manne gegenüber aber ist sie eine Dienerin und muß sich seinem despotischen Willen in allem fügen.



Arabischer Bettler im Winterkostüm.

ausgehen darf. Sie kommt weit hinter ihm her. Findet der Mann, daß seine Frau untreu und unerzogen ist, so schickt er sie zu ihrem Vater zurück und verlangt seinen Kaufpreis wieder.

Stirbt der Mann, so wird die Frau, wenn sie noch arbeiten kann, vom Bruder ihres Mannes oder von ihrem Sohn geerbt.

13. Geburt.

Die Geburt eines Kindes ist ein freudiges Ereignis, besonders wenn es ein Mädchen ist. Ein Sohn wird auch gut aufgenommen, weil er eine Verstärkung der väterlichen Faustgewalt darstellt. Die Frau ist am meisten beneidet, die die meisten Kinder hat; verlacht und ver-

achtet wird dagegen diejenige, welche keine Kinder hat.

Die Frau geht bei der ersten Geburt ins Elternhaus. Eine Anzahl erfahrener Frauen sind dabei gegenwärtig. Das neugeborene Kind wird der Mutter solange vorenthalten, bis sie eine Art allgemeine Beichte über die größten Sünden ihres vergangenen Lebens ablegt. Darauf gibt man der Mutter das Kind. Würde das geschehen ohne eine vorhergehende Beichte, so müßte das Kind nach dem Landesglauben sterben.

Der neue Weltbürger braucht keine Kleider und keine Bäder, hat keine Windeln und keine Wiege. Er liegt auf ein paar alten Lumpen. Schnuller und Flasche braucht er nicht; die Mutter selbst versorgt ihn genügend, was volle drei Jahre dauert.

Die Eltern geben ihm einen Kindernamen, dem er später einen selbst genommenen Namen hinzufügt.

14. Erziehung.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gleichen in manchen Punkten den in der Vogel-familie herrschenden. Hat ein junger Vogel fliegen gelernt, so ist er sein eigener Herr und Diener und kümmert sich wenig mehr um die Eltern. Die Autorität der Eltern dauert so lange, als die Kinder unmündig sind. Sobald der junge Schilluk einen starken Arm zu haben glaubt und sein eigenes Feld bebaut, geht er seine eigenen Wege. Er gehört noch zur Familie, besonders wenn es sich ums Essen und ums Erben handelt, aber nicht mehr als gehorchendes, sondern als horchendes Mitglied. Die Mädchen sind enger an das Mutterhaus gebunden. Solange sie nicht verheiratet sind, müssen sie bei allen Haus- und Feldarbeiten mittun. Sie kommen mit der Mutter meistens sehr gut überein, weil sie ihnen mehr Gehilfin als wirkliche Mutter ist.

Die Mütter lieben ihre Kinder herzlich; wenn sie dieselben nur auch erziehen würden!

Raum hat der schwarze Knirps ein paar Schritte machen gelernt, so läßt man ihn schon nach seinem eigenen Willen tun. Die Mutter verwehrt ihm nichts; dagegen muß sie ihm überall schon zu Diensten sein.

Eine gewisse Erziehung zum äußern Guten, zum Anstand habe ich beobachtet. Das Kind weiß, daß es der Familie nach außen keine Unehre machen darf. Es wird gestraft, wenn

es einen Schaden angestellt. Die treibende Kraft bei dieser Erziehung ist die Eitelkeit.

Von einer Belohnung für guten Taft und Aufführung habe ich noch nie gehört. Raum entbehren die Kinder des Mutterarmes, so haben sie ja ihren eigenen Willen: je nachdem die Einflüsse nun gut oder schlecht waren, werden auch die guten oder schlechten Anlagen bei ihnen überwiegen.

15. Höflichkeit.

Die Schilluk können ungemein höflich sein, wenn sie wollen. An eleganten Verkehrsformeln und zierlichen Titeln ist ihre Sprache reich.

Wenn man einen Schilluk „Erzschuft“ heißt, so ist er imstande, darauf zu antworten: „Ja, ich weiß, die Güte ist allein bei dir.“

Ist man irgendwo zu Gaste, so wird man sehr höflich behandelt. Das weibliche Geschlecht darf innerhalb des Hauses nicht aufrecht gehen; es muß auf den Knien umher-rutschend sich weiter bewegen.

Es wäre gegen allen Anstand, einem Menschen, der spricht, ins Wort zu fallen. Die Sitte verlangt, daß Untergebene und Frauen mit gesenkten Augen sprechen. Ein Mann wird nie in Gegenwart eines Mädchens essen und umgekehrt.

16. Gemeinwesen.

Von den Früchten der Regiererziehung haben wir beim Kapitel „Charakter“ gehört. Im Laufe der Schilderung werden wir noch auf weitere stoßen.

Es gibt einfache Schilluk und eine Art Schillukadel. Die Adelligen sind Abkömmlinge der Könige. Vorrechte genießen sie nur wenige. Am meisten geehrt ist, wer am meisten Bier verzapft, sei er nun adelig oder bürgerlich. Das Dienstverhältnis hat sich unter den Schilluk noch nicht herausgebildet. Es gibt weder Knechte noch Mägde, sondern bloß große Herren und unabhängige Frauen. Die Sklaverei hat ganz aufgehört.

17. Politische Lage.

Das Land der Schilluk ist von einem König regiert. Er wird aus den Prinzen älterer, vorhergehender Linien gewählt und nimmt den Namen seiner Mutter an. Einst hatte er absolute Macht: Land und Leute gehörten ihm.

Begegnete ihm ein schönes Mädchen, das ihm gefiel, so sandte er nach dessen Vater und

ließ sich das Kind bringen und unter seine Frauen einreihen. Hatte er kein Korn, so ließ er es da holen, wo eines war. Hörte er von einem fetten Schafe, so war es bald in seinem Stalle.

Ein Menschenleben war in den Augen der alten Könige so viel wert wie ein Hennenleben. Der letzte König sagte mir einmal, daß in seinen Augen die Schilke wie Gras seien.

Der König ist der höchste Richter: Alle wichtigen Fälle kommen vor ihn. Die Dorf- und Distriktsvorsteher dürfen nur in kleinen Dingen Recht sprechen. Mit der absoluten Herrschaft ist es nun aus: der König ist zum Agent der englischen Regierung geworden.

18. Recht.

Die Quellen des Rechtes sind: die Willkür und die Laune des Königs, die Urteilsprüche früherer Könige, die in den Ueberlieferungen fortleben, sowie das Rechtsbewußtsein des Volkes, dem in wichtigen Fällen entgegen zu handeln die Könige sich zuvor wohl überlegen.

Geschriebene Gesetze gibt es nicht. Die einzelnen Distrikte haben besondere, uralte Jagd- und Fischereirechte, die heute noch Geltung haben. Eine von Hunden verfolgte Antilope gehört dem Dorf, in dessen Bereich sie kommt. Liegt ein Feld ein Jahr hindurch ungebaut, so hat der Eigentümer desselben das Recht darauf verloren. Auf die Gründe in nächster Nähe der Dörfer kann kein Eigentümer sein Recht verlieren.

Die Frau hat kein Erbschaftsrecht. Sie wird selbst geerbt wie irgend eine Ware. Beim Tod des Vaters erbt der erstgeborene Sohn, wenn er volljährig ist, sonst hat der Bruder des Vaters das Erbrecht. Der Erbe muß den männlichen Familiengliedern zur Heirat behilflich sein. Gewöhnlich werden die Schwestern unter die Brüder dem Alter nach verteilt, so daß z. B. der Johann den Heiratspreis erhält, der für die Anna gezahlt wird, während der Karl mit dem Kaufpreis heiratet, der für die Sulie ausgelegt wird.

19. Strafe.

In den sechziger Jahren, als das Land noch fern von europäischem Einfluß stand, herrschte noch mosaische Strenge und eine sehr gute Moral. Jetzt, nachdem die Weißen das Wort „Freiheit und Nachsicht“ eingeführt, ist das Bewußtsein der eigenen Herrlichkeit erwacht und niemand will mehr gehorchen.

Es wird die Europäer in Afrika einmal gereuen, daß sie dort ihre Gesetze eingeführt haben: Der Schwarze kann mit dem Weißen nicht an einem Wagen ziehen. Er muß nach seinen Landesitten behandelt werden; Afrika hat sich vor der europäischen Invasion ganz gut zu regieren gewußt.

Der neue König darf ohne Erlaubnis des englischen Gouverneurs keine schwere Strafen verhängen. Die gewöhnlichen Strafen sind: Konfiskation der Güter, Gefängnis und Zwangsarbeit. Man will es versuchen, ob die Verhältnisse ohne die Todesstrafe bestehen können.

Ein kleines Beispiel, wie und warum der König konfisziert. Wir glaubten anfangs Eisengitter an unsere Fenster anbringen zu müssen und siehe: es wurden gerade diese gestohlen und Speere daraus verfertigt. Die Diebe hatten das Eisen in einem Sumpf verborgen. Doch unglücklicherweise kamen Fischer und stießen mit ihren Speeren auf die harten Gegenstände. Die Sache wurde zur Anzeige gebracht und die Täter wurden zur Schadenfreude vieler entdeckt. In kurzer Zeit ward das schuldige Dorf von der Horde des Königs umzingelt und groß und klein und was nicht niet- und nagelfest war, weggeschleppt.

Prügel und Gefängnis bringen einen Schwarzen nicht zur Vernunft. Niemand rechnet ihm dieses zur Schande an. Aber die Wegnahme seiner Güter bringt ihn zum Nachdenken.

Der Gerichtshof befindet sich in der königlichen Residenz. Wollen die Klagenden ein schnelles und gnädiges Urteil, so haben sie dementsprechende Geschenke mitzubringen. Das ist so eine Art Gerichtskosten. Die Wage der Gerechtigkeit neigt sich natürlich mit Vorliebe dorthin, wo das schwerste Gewicht ist. Rechtsanwälte sind noch nicht eingeführt. Untersuchungsrichter und Gerichtsvollzieher sind augenblicklich Freunde und Vertraute des Königs. Hier will ich ein Beispiel vorführen, wie der Gerichtsvollzieher seines Amtes waltet.

Eine Frau wurde von ihrem Manne geschlagen. Sie klagte beim Könige. Dieser verurteilte den Mann, beziehungsweise das Dorf zur Zahlung von 30 Schafen. Ein Gerichtsvollzieher erschien und hielt eine Rede über seine königliche Mission. Es wurde ihm zu Ehren ein fettes Schaf geschlachtet und man brachte Bier von allen Seiten. Besuche kamen und huldigten dem hohen Beamten. Bezüglich der zu zahlenden Strafe unterbreitete der schlaue

Dorfvorsteher in großer Unterwürfigkeit, daß sein Dorf gar so arm sei, was alle Leute wissen; man werde höchstens 12 Stück auf-treiben können; Krankheit und Seuche hätten die besten Tiere weggerafft. Der königliche Gesandte gab sich zufrieden und trieb die zwölf Schafe vor sich her. Im nächsten Dorfe machte er Halt und brachte drei davon unter, in einem weiteren Dorfe drei andere. In die Residenz zurückgekehrt, erstattete er seinem Herrn Bericht über das arme Dorf, in dem sich nur sechs Schafe hätten auf-treiben lassen. Der

König, der die Schlaueit seines Verwalters erkannte, lachte darüber und schenkte ihm noch obendrein die sechs Schafe, die er gebracht.

Die Alten erzählen von Gottesurteilen, die früher in Anwendung waren. Hier will ich bloß eines anführen:

Zwei, die als Verbrecher angeklagt sind, müssen in den Nil steigen und einem Schifflein zuschwimmen. Der, welcher vom Krokodil erfaßt wird, ist der Schuldige. Erreichen beide das Schiff, so sind beide unschuldig.

Schluß folgt.

Besuch der Christen in Kordofan.

Von P. Otto Huber F. S. C.

(Fortsetzung.)

6. Von Sakra nach Bara.

Sakra ist ein ziemlich wichtiger Ort, von Djauámaa-Arabern bewohnt; der Straße nahe ist ein Absteigeplatz, aus ein paar Hütten bestehend, wo wir uns zur Ruhe niederließen. „Herr, von hier bis nach El-Obeid muß man das Trinkwasser zahlen.“ Der Brunnen daselbst ist tief, enthält aber vorzügliches, klares Wasser; hier sieht man zum erstenmale den Vogel Strauß wild in der Steppe herumlaufen. „Das Wasser ist teuer; zwei gefüllte Wasserschläuche kosten fünf Piafter,“ das heißt eine Krone, redete der Beduine feck und frech. Das war eine reine Lüge, denn jener mohamedanische Kaufmann, den ich am Chor Mondera getroffen, hatte mir mitgeteilt, daß das Trinkwasser für Menschen unentgeltlich sei und nur für die Kamele eine Kleinigkeit verlangt werde. Dennoch konnte ich mit dem Beduinen unter den gegenwärtigen Umständen nicht streiten; ich gab nach und verschob es, die Sache später zur rechten Zeit zu erwählen. Ich überreichte ihm aus Mangel an Kleingeld ein 10 Piafter-Stück mit dem Auftrage, mir das Geldstück zu wechseln. Mustafa ging fort.

Es verfloß eine geraume Zeit und ich begann bereits unwillig zu werden über

Mustafas langes Ausbleiben. Da, endlich erschien er mit seinem Wasser und brachte mit sich einen — Kausch. Ein seliges Wohlbehagen spiegelte sich auf seinem braunen Gesichte, ein Zeichen, daß er zu tief in den Merissakrug geguckt hatte. „Herr,“ sagte er lustig, „heute habe ich Merissa getrunken; o wie war die gut! Solchen Labetrunk braucht unsereins von Zeit zu Zeit, um sich von allen Mühsalen zu erholen.“ „Gut so,“ bemerkte ich ihm, „gib mir auch mein Geld zurück.“ „Für dein Geld eben habe ich getrunken,“ antwortete er schlagfertig; „du wirst es doch nicht mehr zurückverlangen? Es hat den Weg in meinen Magen genommen und was einmal in den Magen gegangen ist, ist nach unserem Begriffe vergessen.“ Ich hatte wirklich keine Lust, meinem trägen, ungezogenen Beduinen Freizeche zu geben, und erklärte ihm, ich würde das Geld von seinem Lohne abziehen.

Da gingen heimkehrende Nomaden an uns vorüber. Sie kannten Mustafa als furchtsamen Menschen und um ihn zu ängstigen, banden sie ihm auf, sie seien bei einer gewissen Talmulbe unweit vom Dorf Schatib von Räubern angefallen worden. Den leichtgläubigen Mustafa überließ bei solcher Erzählung die Gänsehaut; dennoch war dies nur

ein Schrecken des Augenblickes, den die edlen Meriffageister bald ersticken. Wir brechen auf. „Du willst mir also wirklich die Zehne nicht zahlen?“ begann wiederum Mustafa. „Was ich dir einmal gesagt habe, das bleibt,“ antwortete ich ihm entschlossen. Nun wurde er böser Laune und zwar echt nach Beduinenweise. „Die Straße ist schlecht, die Kamele durstig und ermüdet. Das Land ist unsicher, verschaffe dir einen Diener, der bei Nacht Wache hält, denn ich will schlafen!“ redete aufgebracht der betrunkene Beduine.

Soeben waren wir vom Brunnen abgegangen, wo Mustafa alle Bequemlichkeit gehabt hatte, seine Tiere zu tränken. Gewiß hätte er es getan, wenn es nötig gewesen wäre, und nun behauptete er, seine Kamele seien durstig! Fast den ganzen gestrigen Tag hatten wir ausgeruht und dennoch sagte er, seine Kamele seien müde. Stets war ich gefunnt gewesen, noch einen anderen als Diener mitzunehmen, hatte aber immer bei ihm Widerstand gefunden, und nun beklagte er sich, er allein reiche nicht aus! Gerne hätte ich ihm für sein unverschämtes Reden ein paar gute Maulschellen gegeben. Jedoch die Wildnis ist nicht der Platz des Zankens, sondern des Schweigens und Nachgebens, was ich auch tat; denn der Beduine wäre imstande gewesen, mir allerhand böse Streiche zu spielen. „Deine Merissa, die du getrunken hast, zahle ich dir!“ rief ich ihm zu, „aber schau, daß du vorwärts kommst, denn ich habe das Herumrutschen in der Steppe satt.“ Darauf erbeiterte sich wieder Mustafa. „Weil du großmütig mit mir bist, will ich ebenfalls versuchen, dich zu befriedigen,“ bemerkte er und so sagend, ergriff er seinen Prügel. „Faule Bierfüßler, geht vorwärts!“ rief er seinen Kamelen zu, „denn der Herr hat Gile“ und mit tüchtigen Hieben trieb er seine trägen Tiere vor sich her, daß es eine Lust war, ihm zuzuschauen. Zum erstenmale prügelte er seine Kamele des Gehens wegen.

Ziemlich bald erreichten wir die erwähnte Talmulde und vernahmen abends rechts der Straße menschliche Stimmen. Gott sei Dank, wir sind zu Schatib, dachte ich, doch das war ein anderer Ort namens Gafala. Wir brauchten noch ein gutes Stück Weg und gelangten bei völliger Dunkelheit endlich nach Schatib. Sofort fragte ich nach dem Dorfvorstand; er war abwesend, jedoch sein Verwandter em-

pfing mich gut und versicherte mir, daß ich vollständig beruhigt die Nacht bei ihm verbringen könne. Am frühen Morgen verließen wir den gastlichen Ort in der Richtung nach Schegéla.

Mustafas gestriger Schurkenstreich hatte mir seine Gesellschaft dermaßen zuwider gemacht, daß ich die Stunde ersehnte, wo ich ihn endlich los werden würde. Der Weg führte meist über einförmiges, hügeliges Gebiet. Stellenweise sah man schlecht bestellte, halbvertrocknete Hirsefelder. Die Sonne begann schon ziemlich heiß zu werden, als wiederum waldiges Gebiet vor uns zum Vorschein kam. „Hinter diesem Walde liegt Schegéla,“ sagte Mustafa. Endlich langten wir dort an. Der Brunnen ist etwas abgelegen von der Straße. Neuerdings mußte ich dem Beduinen ein schönes Geldstück geben wegen des Wassers für uns und die Kamele. Es war dies das letzte. Ein trostloses Bild bot sich unseren Augen dar. Die Gegend litt an Dürre, da der befruchtende Regen fast gänzlich ausgeblieben war. Die spärliche Bevölkerung fristet, oft nur mit den Körnern des Haskanitgrases, ein kümmerliches Dasein. Eine Beduinenfrau ging an uns vorüber; auf dem Kopfe trug sie ein Körbchen mit den eben gesammelten Haskanitähren. Wir verließen das trockene Land und waren nach einer mehrstündigen Reise beim Einbruch der Dunkelheit zu Zeréga.

Erst mußten wir etwas herumirren, bevor es uns gelang, den Ortsvorstand ausfindig zu machen. Endlich trafen wir ihn in seiner Behausung inmitten der Seinigen. Er war eben damit beschäftigt, fromme Sprüche aus dem Koran zu lesen. Meine Ankunft gefiel ihm gerade nicht, dennoch bemühte er sich, gute Miene zu machen. Ich sah es ihm sofort an und blieb deshalb in meinen Fragen sehr beschränkt. Nach den landesüblichen Begrüßungen sagte ich ihm: „Wir wollen dir durchaus keine Störung verursachen, nur die Nacht möchten wir bei dir verbringen, um vor Dieben sicher zu sein.“ — „Hierzulande kennt man die Diebe nicht,“ antwortete er stolz. Das war leicht gesagt. Uebrigens gibt es auch hier Leutchen, die lange Finger haben, und Zerégas braunschmutzige Spießbürger hätten es gewiß für gut befunden, mich meiner sieben Sachen zu erleichtern, wenn sie es gekonnt hätten. Als fromme Befenner des Islams hätten sie damit noch ein Verdienst sich erworben

für das Himmelreich; einen Andersgläubigen bestehlen, ist nach der mohammedanischen Irreligiosität ein Gott wohlgefälliges Werk.

Der Dorfvorstand ließ für mich und mein Gepäck eine Hütte, von einem Hof umgeben, zur Verfügung stellen. Der Beduine wollte auch seine Kamele innerhalb des Hofes bringen, erhielt aber keine Bewilligung hiezu. „Du und deine Tiere, ihr könnet vor dem Zaune kampieren,“ sagte ihm der Ortsvorsteher. Trotz unseres Ablehnens hätte uns dieser mit einem Abendessen bewirten sollen der Gastfreundschaft wegen, jedoch ist diese schöne Eigenschaft, die einst hierzulande so sprichwörtlich war, heutzutage meist nur noch dem Namen nach bekannt. Er ließ uns einige Wassermelonen bringen, die gerade auch nicht die besten waren, und damit war alles fertig.

Ich lag ausgestreckt auf einem Angaréb (eine Art einheimisches Bett) und dachte nach über den weiten Weg, den wir vor uns hatten, um nach Baharia zu gelangen. Waren es doch nach der Aussage des Beduinen acht Stunden! Um solch eine Strecke in der Sommerhitze zurückzulegen, hätte Mustafa einen ganzen Tag gebraucht und wäre noch der Meinung gewesen, eine Heldentat geliefert zu haben! Dieser saß indessen draußen bei seinen Kamelen und wartete unerschütterlich auf einen kräftigen Abendschmaus. Plötzlich kam er zu mir hinein, weinend wie ein kleines Kind. „Herr, mein Magen knurrt,“ seufzte er, „ich habe Hunger; gibt man uns denn hier nichts zu essen wie gestern zu Schatib?“ Ich bedauerte den armen Mustafa; er war wirklich ein mißratener Beduine. Also nicht ein Mal ein wenig Hunger konnte er aushalten. Ich tröstete ihn, so gut ich eben konnte, und gab ihm eine Wassermelone mit Brot. „Wir sind heute unter ungestaltliche Leute geraten,“ sagte ich ihm. „Meinst denn nicht, es wäre am besten für uns, diese Nacht noch aufzubrechen und Morgen früh bei Baharia auszuruhen?“ Mustafa nickte mit dem Kopfe zu meinem großen Erstaunen; er war also zu einer nächtlichen Reise bereit. Gewiß mußte er starke Hoffnung hegen, zu Baharia reichlich Milch und Merissa zu finden, sonst hätte er es nicht getan.

Es war 11 Uhr nachts, als ich aufstand, Mustafa zu wecken. Erst reckte er seine faulen Glieder, dann endlich kroch er unter seinen Lumpen hervor. Er brauchte eine volle

Stunde, bevor er seine Kamele belud. Punkt 12 Uhr verließen wir den Ort in der Richtung nach Baharia. Nur die bellenden Hunde verrieten unseren Ausbruch. Es war stockfinster und mit der Laterne in der Hand suchten wir den Weg. Der Gedanke, daß wir nur noch eine Station vor uns hatten, um nach Bara zu gelangen, ermunterte mich und half mir, den Schlaf zu bezwingen. Wir gingen wacker vorwärts in der frischen Nacht, eine gute Strecke durch waldiges Gebiet; im Osten erschien bereits die Morgenröte und wir gingen noch.

Es verstrich ungefähr eine zweite Stunde, als wir ferne in der hellen Morgenluft Hundebellen vernahmen. Sollte das irgend ein Hund sein, der vom Dorf entfernt in der Wildnis herumstreifte? Mit gespannter Aufmerksamkeit gingen wir vorwärts und vernahmen nicht lange nachher zur freudigen Ueberraschung auch das Wiehern der Esel, das Krähen der Hähne, ein Zeichen, daß wir menschlichen Wohnungen nahe waren. „Wir sind zu Baharia,“ sagte Mustafa mit strahlendem Gesichte. Ich hatte erst Schwierigkeit, daran zu glauben, und bemerkte ihm: „Gib acht, daß wir nicht im Irrtum sind. Vielleicht ist dies ein Dorf längs der Straße, das du mit Baharia verwechselst.“ „Unmöglich,“ rief er aus; „zwischen Zeréga und hier befindet sich zwar ein Ort, etwas abseits der Straße, den wir aber schon bei tiefer Nacht passiert haben.“ Endlich kamen auch die Hütten zum Vorschein.

Baharia besteht aus zwei Dörfern, von denen das eine rechts, das andere links der Straße gelegen ist. Die Dertlichkeit hat der Aussage der Leute nach von seinem vorzüglichen Wasser den Namen erhalten, dem an Güte nicht bald eines gleich kommen soll. Unter einem gewaltigen Saialabaume machten wir Rast. Die vergangene nächtliche Reise war mühsam gewesen, jedoch war ich froh, daß wir die Straße hinter uns hatten. Niemals hatte Mustafa bei Tage solch eine Tour gemacht und seine Tiere noch weniger. Die Kamele besonders gehen bei Nacht besser als bei Tag. Aber noch etwas anderes war die Ursache meiner Freude: das war die Nähe von Bara, ein Ort, wo ich mich leicht mit etwas Proviant versehen konnte, insbesondere für meinen launenhaften, unersättlichen Mustafa.

Die Beduinen sind einerseits zähe im Hungerleiden und halten mehr aus als andere

Leute; anderseits aber sind sie gefräßig, und wenn sie den Ueberfluß vor sich haben, werden sie wahre Nimmersatt. Erstere Eigenschaft hatte Mustafa nicht, die zweite aber wohl. Alles, was er sah, wollte er essen. Da mir die Vorliebe der Beduinen für Fische bekannt war, hatte ich mich mit Sardinen-schachteln versehen, wie sie eben für einen Beduinenmagen passen, d. h. nicht solche erster Qualität. Mustafa aß anfangs davon mit be-neidenswertem Appetit; eine Schachtel war ihm nie hinreichend; ich mußte ihm stets eine zweite aufmachen. Er verschlang den Inhalt samt Schuppen und Del und schleckte am Ende noch die Schachtel aus, wie wenn Honig drinnen wäre. „Mustafa, sei mäßig im Fisch-essen,“ wiederholte ich ihm, „sonst bekommst du Bauchweh.“ „Habe kein Angst für mich,“ pflegte er mir zu antworten, „ich habe einen guten Magen.“ Endlich erging es ihm jedoch wie den Israeliten in der Wüste, d. h. die Sardinen wurden ihm zum Ekel, so daß er nicht mehr die Schachtel anschauen mochte. Ähnlich widerfuhr ihm mit den Fleischkonserven. Er überaß sich immer und ich wußte nicht mehr, was ich ihm verabreichen sollte.

„Verflossene Nacht sind wir gut gegangen,“ sagte er, „gib mir dafür ein Trinkgeld; denn ich will etwas zu essen suchen nach meinem Geschmack.“ Damit zog er ab ins Dorf und kehrte erst nach langen Stunden zurück. Ich gab ihm ein 5 Piafter-Stück. „Ich habe das Geld verloren,“ sagte er und er meinte, ich würde ihm anderes geben. Jedoch die Erfahrung hatte mich belehrt, daß Mustafa auch ein vortrefflicher Lügner war, und so schenkte ich ihm keinen Glauben. Er hatte wenig Lust zum Aufbrechen, doch nach und nach mit schönen Reden gelang es mir, ihn weiter zu bringen. Die Straße war sehr schlecht. Das lästige Haskanitgras wurde zu einer wahren Plage. Es tröstete mich der Gedanke, daß wir am nächsten Tage zu Bara sein würden. Auch Mustafa war guter Laune und erzählte mir von den Merkwürdigkeiten Baras. An erster Stelle, bemerkte er, seien erwähnt die fetten Hammel, die alle Anerkennung verdienen; und so sagend, ließ ich das Wasser im Munde zusammen. Ferner gibt es Milch im Ueberfluß, Brot, Marakib, d. h. einheimische Sandalen, Tuch, Pfeffer, Salz usw. „Herr, es ist schon lange her, seitdem ich kein Hammelfleisch mehr verkostet habe. Zu Bara

wirft du mir gewiß ein fettes Tier kaufen zum Geschenk; auch ein schönes Paar Marakib dazu, nicht wahr?“ So endigte Mustafas Erzählung.

Wir rasteten, als es völlig Nacht war, und zwar auf der Straße, da rechts und links üppiges, stechendes Haskanitgras wucherte. Raum waren wir abgestiegen, da drang die Stimme der Hyäne zu unseren Ohren; es war gerade wie ein Lachen. Das Raubtier dachte vielleicht, es gäbe bei uns etwas zum Stehlen. Wir zündeten ein Licht an und vertrieben ihm so die Luft, sich heranzunähern. Es verfloß einige Zeit, da kam ein Eingeborener daher, zu Fuß, ohne Gepäck; nur ein leichtes, unansehnliches Bündelchen trug er auf dem Rücken an einem Stocke. Er grüßte uns und ging seinen Weg. Es war dies ein Wegelagerer, denn Reisende und auch Eingeborene, wann sie eine größere Strecke zurückzulegen haben, gehen nie allein, sondern immer in Gesellschaft und mit Wasser versehen. Diese Wegelagerer grüßen höflich, wenn immer sie begegnen. Wenn sie eine rastende Karawane finden, gehen sie etwas voran und machen Halt, bis alles schläft. Dann schleichen sie sich zurück, stehlen, was sie können, und entfliehen leise. Diejenigen Karawanen, welche nachts ruhen wollen, knebeln solche vorüberziehende Strolche fest an Händen und Füßen und lassen sie so gebunden bis zum nächsten Morgen; dann läßt man sie laufen.

Mustafa hatte zu wachen bis Mitternacht, doch er wurde bald müde. Um 11 Uhr weckte er mich. „Herr, ich bin schläfrig, wache jetzt du.“ Gegen 3 Uhr morgens rüttelte ich Mustafa vom Schlafe auf. „Belade rasch deine Kamele,“ sagte ich ihm, „damit wir noch vor der Sonnenhige Bara erreichen.“ Er tat es. Immer noch war die Straße schlecht, jedoch die nächtliche Ruhe hatte uns neue Kraft verliehen. Mählich betraten wir wiederum waldiges Gebiet. Die Nacht war mondfinstern, weshalb ich mir von der Umgebung kein richtiges Bild machen konnte. Erst die Morgenröte enthüllte die Schönheit der erwachenden Natur. Ueberall erschallte fröhliches Vogelgezwitscher und Pflühühner liefen zu Dutzenden über den Weg. Wir kamen an eine Lichtung und sahen ein weit ausgedehntes Durrafeld. Das ist das Saatfeld von Bara, dachte ich. Wir vernahmen reges Leben und menschliche Stimmen aus dem Dickicht zur Rechten. Jeden Augen-

blick glaubte ich, den Ort vor mir zu haben, jedoch dem war nicht so; es war Dmn Dabus. Vorwärts ging es noch mitten im Wald, auf einer breiten, jedoch sandigen und höchst ermüdenden Straße. Herrlicher Baumwuchs prangte überall. Nach ungefähr zwei Stunden kamen wir aus dem Walde heraus. Jetzt sahen wir vor uns wirklich Bara.

7. Von Bara nach El-Obeid.

Ich dachte, Mustafa würde der Hauptstraße entlang gehen, doch dem war nicht so. Er schlug einen Seitenpfad ein, der hinter dem Orte herumführt. „Was hast du denn, weil du die Leute meiden willst?“ fragte ich ihn, „bist du menschenfeind?“ „Dort hinten ist eben die Haltestelle für die Karawanen,“ bemerkte er und machte bei einem Baume, bei dem ein Misthaufen lag, Halt. Sofort kamen Leute, sich zu erkundigen; auch ein ausgedienter Soldat erschien, der sich anbot, mich zum Mamur und zu den Kaufleuten zu führen. Das sah Mustafa ungern, jedoch er war ohnmächtig, es zu verhindern. „Bleib' nicht lange aus,“ rief er dem Soldaten zu „und bringe den Reisenden bald wieder zurück, denn ich will vorwärts gehen.“ Welch wunderlichen Eifer Mustafa auf einmal hatte! Solange wir draußen in der Wildnis herumzogen, wollte er nicht vom Fleck kommen; da machte er fünfstündige und auch noch längere Rast. Nun aber, da wir an einem Regierungspfad angelangt waren, wollte er rasch davonlaufen. Witterte er vielleicht etwas Schlechtes? Ich antwortete ihm auf gehörige Weise. „Das Maul halten,“ rief ich ihm zu, „denn ich bin der Herr und du bist mein Diener; deshalb halte ich mich auf, solange ich will und wo es mir gefällt.“

Der erste Kaufmann, den ich im Orte fand, war ein Grieche; er kannte mich von Dmdurman aus und hieß mich willkommen in seinem Laden. Während der Unterhaltung erschien an der hinteren Ladentür ein Mann mit strahlendem Gesicht, der mir winkte, ihm zu folgen. Er führte mich in ein dahinter gelegenes Haus. Da erschien ein Mädchen, das aus Verwunderung die Hände zusammenschlug. „Kennst du uns nicht mehr?“ riefen beide freudig aus, „ich bin Zanvi und diese ist Ewantia, meine Schwester, die mehr als ein Jahr bei euren Schwestern zu Dmdurman in der Schule gewesen ist.“ Das war wirklich eine Ueberraschung für mich. Die guten Leute brachten

das Beste, was sie hatten, luden mich ein und ließen mein Gepäck ins Haus bringen.

Doch eine andere wichtige Person wollte ich auffinden, nämlich den Mamur. Dieser befand sich eben im Laden nebst dem Unteramur und betrachtete die aufgestellten Fruchtkonserven mit ihren prangenden Etiketten. Er genießt den Ruf eines höflichen Menschen und empfing mich freundlich. Als ich ihm aber mein Regierungspapier vorzeigte, da wurde er die Freundlichkeit selbst. „Sie sind also religiöser Oberer der Christen in Kordofan,“ sagte er. „Ich heiße Sie willkommen; Sie sind mein Gast.“ Sofort befahl er, mein Gepäck in sein Haus zu bringen, und ließ ein gutes Frühstück aufstischen. Er selbst aß nicht, denn es war eben der Ramadán, d. h. der Fastenmonat.

Bara ist eine Vertiklichkeit von ungefähr 900 Einwohnern, welche verschiedenen Stämmen, wie den Danágl-, den Djauámaa-, den Danalib- Arabern vom El Harasa-Berge, angehören; auch Nubaner gibt es hier, dazu einige fremde Kaufleute. Der Vorort von Bara heißt Scherém, wo sich Gebäulichkeiten für die Abteilung der hier stationierten Dromedarreiter befinden. Der ganze Ort, ein paar Häuser ausgenommen, besteht aus Strohhütten, die jedoch regelmäßig gebaut und von viereckigen hohen Zäunen umgeben sind. Gerade, reinliche Straßen durchqueren den Ort. Bara war vor seiner Einnahme durch den Mahdi ein gesegneter Platz, wo allerhand Gartenfrüchte und Gemüse gedeihten. Wiederum ist es zu neuer Blüte bestimmt, dank seinem fruchtbaren Erdreiche und seinem reichlichen, guten Wasser, das man bei einer Tiefe von nur 6 Metern findet. Besondere Erwähnung verdient der schöne, wohlbewässerte Regierungsgarten, in welchem Feigenbäume, Weinreben, allerhand Gemüse, Salat und Blumen wachsen. Der Mamur selbst wollte mich in demselben herumführen und pflückte mir von den reifen Feigen. „Hieher komme ich oft vor Sonnenschein,“ sagte er, „greife zu einem Gartengeräte und arbeite, um mir Bewegung zu verschaffen.“

Er erkundigte sich auch über meine Reise. Als ich von Mustafas schlechtem Benehmen erzählte, drückte er sein Bedauern aus und sagte: „So ist hier zu Lande das Beduinengefindel. Draußen in der Wildnis werden sie zu Löwen, an den Regierungsplätzen aber zu sanftmütigen Lämmern. Gewöhnlich vernehme ich solche Klagen, doch ich werde ihn bestrafen

lassen.“ Mustafa wurde ins Amtslokal zum Verhör gerufen. Ich hielt ihm seine bösen Streiche vor, die er mir gespielt hatte. Mit unverschämtem Gesichte leugnete er alles, jedoch das Leugnen half ihm nichts. „Soldat, komm herein,“ rief der Mamur; „dieser Mann da hat wegen schlechten Benehmens Peitschenhiebe zu bekommen.“ Er wurde abgeführt und draußen im Hofe fand die Exekution statt vor den Augen der Eingeborenen. Mustafa krümmte sich unter den Hieben. „Feigling!“ donnerte ihn der Soldat an, „ein Beduine hat Angst vor dem Stock?“ — Armer Mustafa, anstatt eines fetten Hammels hatte er Peitschenhiebe bekommen; aber er hatte sie verdient.

Die Diener des Mamurs reinigten mit fleißigen Händen meine von Haskanitdornen durchdrungenen Decken und in dem geräumigen, luftigen Hause genoß ich eine gesunde Nachmittagsruhe. Abends gab es Einladung beim Mamur. Es erschienen zwei Hauptmänner, der Untermamur, der Radi von Bara und der Scheich der Kauächla-Araber; es waren alle liebe Leute und die Unterhaltung war angenehm. „Ruh'n Sie diese Nacht gut aus,“ jagte mir der Mamur vor dem Schlafengehen. Ich habe schon meine Reitkamele von Scherém bringen lassen; morgen früh finden Sie vor der Tür einen bewaffneten Soldaten zur Begleitung und vor Abend werden Sie schon in El-Obeid sein.“ Die Nacht verbrachte ich in einer erquickenden Ruhe.

Vor 5 Uhr morgens stand der Soldat vor der Türe. „Herr, die Kamele sind gesattelt,“ rief er, „wenn du willst, brechen wir sofort auf!“ Rasch kleidete ich mich an; auch Mustafa erschien für das Gepäck. „Beeile dich,“ jagte ihm der Soldat, „und laß dir von den Dienern helfen; wir indessen reiten voran.“ „Ich muß also allein reisen bis nach El-Obeid,“ seufzte der furchtsame Mustafa; „o ich armer Tropf!“ „Allein mußt du gehen bis nach El-Obeid,“ befahl ihm barsch der Soldat, „und bist du morgen früh nicht dort, so bekommst du neue Prügel.“

Wir saßen auf. Die Tiere waren ausgezeichnet, nämlich Haggin-Kamele, und liefen in starkem Trab. Nach zwei Stunden gelangten wir zum Brunnen Daragaia inmitten der Straße. Unweit von dort befindet sich das Dorf desselben Namens, von Djauámaa-Arabern bewohnt. Neben dem Brunnen steht ein Kastrhaus. Hier steigt gewöhnlich beim

Vorüberreiten der Statthalter von Kordofan ab, um das Frühstück einzunehmen. „Willst du etwas ruhen und auch frühstücken hier?“ fragte mich der Soldat. „Ich bin noch nicht müde,“ antwortete ich ihm, „deshalb laß uns weiter reiten.“

Nach einer weiteren Stunde waren wir beim Brunnen Dmm Saut, rechts der Straße; daneben ist der Absteigeplatz unter einem hohen Harásbaum. Es war 8 Uhr morgens; wir machten Rast und nahmen einen kräftigen Imbiß ein, der aus Mamurs Küche stammte. Wiederum bestiegen wir die Kamele und ritten vorwärts durch waldiges Gebiet. Nach Süden hin erschienen die zackigen Umrisse des Djebel abu sunún, d. h. des Zahnberges. Nach zwei Stunden gelangten wir zu einer Stelle, wo die Regierung einen Brunnen gräbt. Etwas von der Straße entfernt, befindet sich das Dorf Gabusch, dessen Bevölkerung ebenfalls aus Djauámaa-Arabern bewohnt ist. Unser nächstes Ziel war nun die „fula faragallah“, ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Stunden entfernt.

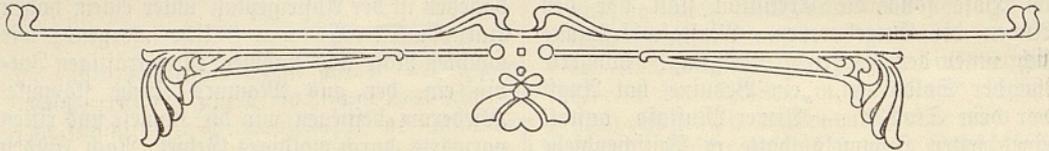
Es war Mittag, die Sonne brennend, die Tiere ziemlich müde und wir ebenfalls. Deshalb hielten wir an und ruhten unter dem Schatten der Bäume. Nach einstündiger Ruhe brachen wir auf. In der Nähe der eben erwähnten Fula, einem großen, bei der Charifzeit mit Regenwasser angefüllten Becken, sah ich zum ersten Male die hier sogenannten Tabákti-Bäume (Anzonia), die man wohl als Riesen unter dem Pflanzenwuchse bezeichnen kann. Der sonderbare Baum mit seinem außergewöhnlich dicken Stamme kam mir als etwas Großartiges vor. Doch andere, viel gewaltigere Baumriesen derselben Art sollte ich später erst sehen auf der Straße nach Nahud.

Nach ungefähr dreistündigem Ritt in der heißen Nachmittagssonne gelangten wir zum niedrigen Berge Korbatsch zur Rechten, während links der Straße die verbrannten Steinmassen des Berges Kuús erschienen. Unweit von ersterem Berge befindet sich die Fula Korbatsch, wohin wir unsere Schritte richteten, um die durstigen Kamele zu tränken. Die Fula, ein Becken von bedeutender Größe, enthielt noch ziemlich viel Wasser und war rings umgeben von lebhaftem Grün. Unter anderem wuchs hier üppig eine hübsche, lilafarbige Wasserblume, „Datomba“ genannt.

Es war 4 Uhr. „Nach ungefähr drei Viertelstunden werden wir in El-Obeid sein,“ bemerkte

der Soldat. Wir stiegen guten Mutes auf. Den Wald hatten wir bereits hinter uns gelassen; wir durchritten nun eine grüne, teils gut bebaute Ebene. Je näher wir der Stadt kamen, desto reichlicher wurde die Saat. Endlich sah ich die Umriffe von El-Dheid; ein weit

ausgedehntes Durrahsfeld blieb uns noch zu durchreiten. Der Pfad war eng, die Saattengel hoch. Endlich kamen wir heraus aus dem Aehrenmeere. Jetzt lag deutlich vor uns El-Dheid mit seinen von Kürbisranken umwundenen Strohhütten. (Fortsetzung folgt.)



Unsere Schulen in Khartoum.

Khartoum ist als Hauptstadt des Sudan auch unsere Hauptstation. Die Seelsorge ist auf drei Priester verteilt; einer versieht die der englischen katholischen Garnison, ein anderer die der italienischen Bevölkerung und ein dritter die der katholischen Orientalen und Neger. Unser Hauptaugenmerk ist jedoch auf die Schulen gerichtet, die von unseren Patres und Schwestern geleitet werden.

Freilich können sich unsere Schulen, von materieller Seite aus betrachtet, weder mit dem Gordon-Kolleg noch mit anderen Schulen der Stadt messen, doch nehmen sie, was die Leistungen betrifft, unter allen anderen Schulen, die von den Andersgläubigen und verschiedenen protestantischen Sekten errichtet wurden, Gott sei Dank, den ersten Platz ein. Das zeigte sich bei der öffentlichen Prüfung in dieser Stadt. Die drei Mädchenschulen, zwei in Khartoum und eine in Omdurman, die alle von unseren Missionschweftern geleitet werden und 110 Schülerinnen zählen, erhielten dabei die ersten Preise.

Knabenschulen haben wir zwei, eine davon in Khartoum, die andere in Omdurman. Die erste wurde in diesem Jahre von 38 Schülern besucht, die verschiedenen Riten und Nationalitäten angehören: Ägyptern, Sudanesen, Griechen, Italienern usw.

Es ist zwar nur eine Elementarschule, jedoch nach dem Muster aller orientalischen Großstädte, in denen die Kinder außer den gewöhnlichen Fächern, wie: Rechnen, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Zeichnen und

Gymnastik, zugleich in mehreren lebenden Sprachen, so in der englischen, arabischen, griechischen und italienischen, unterrichtet werden. Wie in Unterägypten einer kaum zu einer besseren Stellung gelangen kann, der diese Kenntnisse nicht besitzt, ebenso werden auch im modernen Sudan ähnliche Forderungen an den Mann gestellt, der auch nur etwas in der Gesellschaft emporkommen will.

Gegenwärtig ist die Schule vom hochwürdigen P. Amin geleitet, der, da er ein gebürtiger Afrikaner ist, die Verhältnisse besser als jeder andere kennt. Die Schule ist in vier Klassen eingeteilt und der Unterricht wird von unseren Patres erteilt, doch mußten wir auch auswärtige Lehrer anstellen; Gymnastik lehrt ein Offizier des englisch-ägyptischen Heeres.

Der Unterricht hat auch seine besonderen Schwierigkeiten. Viele unserer Schüler sind Kinder von Kaufleuten und ziehen darum mit ihren Eltern oftmals an andere Orte und dieser beständige Wechsel bewirkte, daß wir kein fortschreitendes Programm entwickeln konnten. Heuer mußte auch das zu kleine Schullokal erweitert werden und fremde Lehrkräfte mußten besonderer Gründe halber zum Unterrichte herangezogen werden, was alles die Speesen für die Schule bedeutend erhöhte.

Mitten in diesen Schwierigkeiten sahen wir jedoch auch schöne Früchte zeitigen. Die Kinder wurden uns immer mehr zugetan und der religiöse Unterricht wirkt nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf die Familien, denen sie angehören. Soweit es die Ortsgelege er-

lauben, werden in allen unseren Schulen die Grundsätze unseres heiligen Glaubens und der christlichen Moral gelehrt. Alle christlichen Schüler müssen außer den Sprachen und den anderen Wissenschaften den Katechismus lernen und bei der Prüfung nimmt nach dem Wunsch unseres hochwst. Bischofs dieser die erste Stelle ein.

Auch die mohammedanischen Kinder dürfen dem Katechismusunterrichte beivohnen, sind aber nicht verpflichtet, denselben zu lernen, müssen aber dafür eine Sittenlehre studieren, was wohl das einzige Mittel ist, in ihre fanatischen Köpfe etwas Gutes hineinzubringen. Nie und nimmer darf man zu ihnen offen von christlicher Lehre sprechen; der christliche Name allein würde genügen, ihren Haß gegen diesen Namen auszudrücken und als gottlos zu verwerfen. Bringt man ihnen aber diese Lehren so bei, wie sie sind, so werden sie immer mit Aufmerksamkeit angehört und verhalten keineswegs so rasch. „Mehr als einmal,“ schreibt ein Pater, „habe ich aus dem Mund eines mohammedanischen Schülers gehört: ‚O wie schön ist diese Lehre! Und doch ist sie im Koran nicht enthalten und niemals haben dieselbe unsere Eltern uns gelehrt.‘“

Auf diese Weise wird das Erdreich vorbereitet, so benimmt man ihnen den Fanatismus, der sie von uns fernhielt, und wer weiß, ob nicht das Wort Gottes in ihnen, wenn sie herangewachsen und selbständig geworden, gute Früchte bringen wird.

Alle christlichen Schüler besuchen an allen Sonn- und Festtagen unsere Kirche. Auch das hat seine guten Wirkungen. Sie lernen so Ehrfurcht im Hause Gottes haben und sie lernen auch beten, was unseren andersgläubigen Schülern neu vorkommt, denn in ihren Bethäusern und schismatischen Kirchen betet für gewöhnlich niemand als der Priester, währenddem das Volk schwächt, lacht und auch ißt.

Wie erbaulich ist es nicht ferner, wie unsere Schüler so oft zum Tische des Herrn hinzutreten! Ohne Zweifel wird der göttliche Kinderfreund die Gebete dieser unschuldigen Kinder erhören und so manches verstockte Herz erweichen.

Am Schlusse des Schuljahres war feierliche Preisverteilung. Diese Gelegenheit wurde benützt, um für das Publikum der Stadt und die Angehörigen der Kinder eine Theatervorstellung aufzuführen. Im Schulhose wurde eine Bühne errichtet, auf der die jungen Spieler ihre Rollen zur vollsten Zufriedenheit der zahlreichen Zuhörer ausführten.

Mgr. Geyer, der ebenfalls der Vorstellung beivohnte, richtete auch einige Worte über die Notwendigkeit und die Eigenschaften der wahren Jugenderziehung an die zahlreichen Zuhörer, die mit Begeisterung aufgenommen und applaudiert wurden.

Ja, wer die Jugend hat, der hat auch die Zukunft des Volkes, dem die Jugend angehört.

Aus dem Missionsleben.

Aus Kayango.

Das Bild S. 261 zeigt dir, lieber Leser, das Missionspersonal von unserer bis jetzt entlegensten Station Kayango.*) Im Vordergrunde des Bildes stehen oder sitzen die Kate-

chumenen, die sich schon sehr nach der heiligen Taufe sehnen und deren Verlangen auch bald erfüllt werden soll.

Einige interessante Einzelheiten über diese Station aus einem Brief an den hochwürdigen Pater Rektor dürften wohl unseren werten Lesern willkommen sein.

Die trockene Zeit, schreibt ein Pater, benötigen wir immer eifrig zu materiellen Arbeiten.

*) Briefe von Milland bei Brigen bis Kayango sind fast einen Monat unterwegs.

Im vorigen Jahre haben wir uns ein Haus aus Stein gebaut. (Siehe Abbildung.) Während des Charif (Regenzeit) mußte dasselbe zu allen Zwecken genügen. Raum war der Charif vorüber, so ging es gleich wacker an das Bauen. Zuerst mußte ein Stall gebaut werden, um unser Vieh vor den Hyänen und Leoparden zu sichern. Hochw. P. Zorn hatte diese Arbeit mit vier oder fünf Arbeitern bald vollendet.

Dann hieß es für unsere Negerknaben ein Haus bauen, das als Schlafstätte und Schule dienen sollte. Das ist ein kolossales Gebäude für diese Gegenden: 16 Meter lang und 7 Meter breit. Die Neger schauten und staunten, als wir Balken herbeischleppten, die kaum fünf oder sechs Mann heben konnten. „Schau', schau',“ sagten die Neger, „was die Weißen nicht alles können!“

Nach zwei Monaten konnten unsere lieben kleinen Schwarzen in das neue Haus einziehen. Da stieg die Verwunderung und das Staunen der Leute noch mehr, als sie sahen, daß dies Haus für ihre Kinder bestimmt sei. Das trug natürlich nicht wenig dazu bei, ihre Vorurteile zu beseitigen, daß wir nämlich ihre Kinder deswegen bei uns halten, um sie bei gegebener Gelegenheit als Sklaven fortzuführen.

Bisher sind 15 solcher schwarzen Burschen in unserer Obhut. Mit größtem Mißtrauen wurden sie uns übergeben; heute sind Eltern und Kinder glücklich und zufrieden. Oft kommen die Eltern, um ihre Kleinen zu besuchen, und jedesmal kehren sie zufriedener heim, da sie die väterliche Behandlung sehen, die ihre Kinder bei uns empfangen. Das zog auch andere Kinder an, die uns mit Leichtigkeit anvertraut und unseren Katechumenen beigezählt werden.

Es fehlte nur noch die Kirche, denn die alte Kapelle ist nicht nur zu klein, sondern auch dem Einsturz nahe. (Siehe Heft 10, S. 221.) Sie sollte dieselbe Größe erhalten wie das Knabenpensionat, wenn man das oben genannte Gebäude so nennen darf. Bald war auch dieser Bau aufgeführt und unter Dach gebracht. Dieses Gebäude erregte die höchste Verwunderung, weil es einzig von den Mauern unterstüzt ist und, obwohl so groß, doch nicht zusammenbricht; unbegreiflich für die Schwarzen. Uebrigens muß ich gestehen, daß es auch dem Br. Karl nicht wenig Nachdenken kostete, diese Arbeit zu vollführen. So haben wir nun ein nettes Kirchlein, das einer

europäischen Dorfkirche an die Seite gestellt werden könnte, wenn wir nur Gegenstände hätten, um es im Innern mehr auszumücken.

Möge das heiligste Herz Jesu, das bereits im Tabernakel dieser Kirche thront, diese Soloneger segnen und bald zu seinem Herzen führen!

Kampf mit der Hölle.

Eines Tages wurde ich von einem Christen gerufen, um eine Frau, die am Sterben war, zu taufen. Nach zweistündigem Marsch in brennend-heißer Sonne, auf Fußpfaden, welche nur den Namen von Wegen haben, komme ich sehr müde im Dorf an. Der Christ führte mich ein; aber auf der Schwelle werde ich vom Vater und vom Manne der Sterbenden aufgehalten. „Du sollst sie nicht taufen!“ schrien sie mir zu. Was machen? Da lag die Arme vor mir auf einer elenden Strohmatte. Schon schwebte der Todesengel über ihr und ich fürchtete, daß er sie jeden Augenblick mit seinen Flügeln berühren werde.

„Vater,“ ruft sie mir zu, „höre nicht auf sie; gib mir das Wasser, welches reinigt, um in den Himmel eingehen zu können! Die sind ja Kinder des Teufels; bis jetzt war ich auch noch eins, nun aber will ich ein Kind Gottes werden; gib mir das Wasser!“

Ich knüpfte dann eine Unterredung mit meinen zwei Gegnern an; nach Verlauf einer Stunde gewinne ich einen derselben. Noch bleibt der andere. Ich nehme meine Beweisgründe wieder auf und betone sie noch mehr. Endlich gab er nach; aber siehe, da steht der erste wieder wütend auf: „Nein,“ schrie er, „du sollst sie nicht taufen! Ihr Weiße, man kann euch nicht trauen — du würdest sie töten — nein, nie und nimmer; ich allein bin Herr über sie.“

Die im Todeskampf Liegende streckte mir beide Hände entgegen. „Vater,“ rief sie mir mit flehender Stimme zu, „taufe mich, taufe mich doch!“ Da konnte ich mich nicht mehr länger zurückhalten: ein Satz — und ich stehe vor ihrem Lager. Die zwei stürzten mir nach. — Rasch nahm ich mein Wasserfläschchen und es über die Stirne der Sterbenden gießend: „Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes —“ in demselben Augenblicke faßten mich die zwei an der Kehle und drohten, mich zu erwürgen — „und des

Heiligen Geistes. Amen“, stieß ich noch krampfhaft hervor und leerte schnell noch das ganze Gläschen.

Ein Höllenlärm durchhallte das ganze Haus. Besonders diese beiden raften vor Wut; doch vergebens: die Sterbende war getauft und blieb es. Mit Händen und Füßen um mich schlagend, machte ich mich endlich auch wieder von diesen zweien los, welche vor Wut noch nicht wußten, was sie beginnen sollten. „Ihr möchtet mich töten?“ sagte ich frei zu ihnen. „Nun denn, wie es euch beliebt; diese hier ist und bleibt getauft, eine Christin und Kind Gottes. Doch überlegt euch die Sache erst wohl: mein Tod würde euch wenig Nutzen, im Gegenteil, großen Schaden bringen. Laßt ihr mich leben, so können wir die besten Freunde werden; ich gebe euch ein ansehnliches Geschenk und später könnt ihr vielleicht auch einmal...“

Als sie von Geschenken hörten, besänftigten sie sich allmählich und schließlich kamen wir zu einem Vertrage: die Sterbende gehörte mir und sie bekamen Stoffe, Glasperlen und noch einige andere Gegenstände.

Unsere Angelegenheiten waren noch kaum geordnet, die Kranke hatte eben noch Zeit gehabt, dem lieben Gott und ihrer mächtigen Beschützerin Maria für die so große Gnade zu danken, als sie auch schon ihre taubene Seele in die Hände ihres Schöpfers aufgab.

Ave Maria! So grüße, o glückliche Maria, mir meine liebe Mutter da droben, wenn du angekommen sein wirst. Sage ihr, daß auch ich ihr aus meinem ganzen Herzen für den mir verliehenen Beistand danke, und bitte sie, daß sie mir auch ferner noch helfen möge, ihr recht viele Kinder zuführen zu können!

Verschiedenes.

Abreise in die Mission.

Am 11. Oktober schifften sich vier Patres und zwei Laienbrüder in Triest nach dem Sudan ein: P. Karl Tappi aus Turin und P. Ferdinand Zattori aus Tres, Diözese Trident, aus unserem Missionshause der neugeweihte Priester P. Wilhelm Hofmayr aus Fürstzell, Diözese Passau, und der hochw. P. Wilhelm Banholzer aus Rottweil, Diözese Rottenburg, der nach neunjährigem Aufenthalt in der Mission (davon fünf Jahre in Lu) einige Zeit zur Erholung nach Europa gekommen war und nun wieder zu seinen Schilluk-Regern zurückkehrt; er ruft seinen Freunden noch ein „Behüt' euch Gott!“ zu und ein herzliches „Vergelt's Gott!“ denen, die ihm für seine armen Schilluk ein Scherflein mitgegeben. Ferner reisten noch mit: Br. Josef Vinhart (Sattler) aus Kladno, Erzdiözese Prag, und Br. Georg Schweiger (Maurer) aus Niedenburg, Diözese Regensburg.

Aus unserem Missionshause.

Seit mehreren Wochen wird in Millaud eifrig gebaut, doch nicht am Missionshaus (zu

dessen Vollendung noch viele „Bausteine“ fehlen), dessen Räumlichkeiten, besonders Kapelle und Speisesaal, schon jetzt sehr beschränkt sind. Aber unumgänglich notwendig war es, Stall und Stadel zu reparieren, die bereits sehr baufällig waren, so daß man nicht nur bei der Tür in den Kuhstall gelangen konnte, sondern auch von oben durch die Decke. — Wann werden wir dazu kommen, dem Heiland eine größere Wohnung zu bauen, wann unser Missionshaus vollenden können? — Afrika braucht Missionäre. „Hätte ich heute hundert Missionäre zur Verfügung,“ schreibt unser hochw. Bischof Msgr. Geyer, „für alle hätte ich schon genug Arbeit in der ausgedehnten Mission von Zentralafrika.“ Missionäre aber müssen hier im Missionshause herangebildet werden. Lieber Leser, verstehst du die Bedeutung dieser Zeilen?

Menschenopfer.

In den ersten Tagen des Monats Juli 1905 kam uns die Kunde zu Ohren, bei Mdagano, unserem hiesigen Regenmacher (Zauberer), sei eine Anzahl Abgesandter von Musinga, dem

Könige von Ruanda, eingetroffen. „Was ist wohl der Zweck dieser Gesandtschaft?“ so fragten wir uns. — Wollten die Ankömmlinge im Auftrage Musingas um gedeihliche Witterung, um Regen bitten? Aber wir stehen ja erst im Anfange der Trockenheit; so früh werden solche Bitten doch in der Regel nicht gestellt.

Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten. Die Gesandtschaft sollte im Namen des Königs den Ndagano auffordern, einen Tribut zu entrichten, den er, wie seine Vorfahren seit alters, den Königen von Ruanda zu zahlen hatte. Dieser Tribut besteht in einem Jüngling und einer Jungfrau, die Ndagano dem Musinga zu liefern hat. Der Jüngling wird unterwegs von den Leuten des Königs getötet, bloß das Blut des Getöteten wird Musinga überbracht. Die Jungfrau kommt als Sklavin an den Hof des Königs. Dieses Opfer heißt bimara und wird jährlich entrichtet.

Der Ursprung der Schuld reicht ziemlich weit in die Vergangenheit unserer Banyarunda zurück. „Es war,“ sagt man, „zur Zeit des Königs Rugandsu, eines der Vorfahren Musingas. Da weidete einst ein Teil der Herde dieses Herrschers im Rubyilo-Tale, hart an der Grenze von Bukumfi. Hier, in Bukumfi, aber herrschten gerade Ndaganos Vorfahren als Könige. Eines Tages stießen mehrere Bukumfi bei einem Jagdzug auf Rinder, welche ruhig in der Ebene grasen. ‚Gelegenheit macht Diebe‘; das bestätigt sich nirgendwo mehr als hier in dieser Gegend; jeder Banyarunda wird bei der ersten Gelegenheit zum Langfinger. Unsere Jäger jagten die Wächter der Herde nun davon, bemächtigten sich der Tiere und hielten an Ort und Stelle einen lustigen Schmaus. Aber der Streich sollte ihnen übel bekommen. Die Leute des Königs machten sich auf die Kunde von dem Gaunerstreich an die Verfolgung der Schuldigen und erkannten die Täter leicht an den Stücken frischen Fleisches, die sie an ihren Lanzen trugen.

Die Sache kam dem Könige zu Ohren. Rugandsu vergriff sich indes nicht an den Dieben, sondern wollte ihren Häuptling und alle seine Leute treffen. Die Rache war furchtbar. Der König verlangte eine Sühne, die jährlich an einem bestimmten Termine zu entrichten sei, und zwar am Jahrestage des Frevels an den heiligen Rindern des Königs. Wir wissen jetzt, worin die Sühne bestand. Jedes Jahr

wurde sie strenge eingefordert und pünktlich entrichtet.

Erst in diesem Jahre ist die barbarische Tradition unterbrochen worden, ja, wir wollen hoffen, daß ihr ein Ende gemacht ist. Ndagano hat nämlich den Abgesandten des Königs erwidert, seitdem wir Weiße uns in Mibirisi niedergelassen hätten, wäre er nicht mehr in der Lage, der Forderung Musingas nachzukommen. Ja, möchte die Nähe der Weißen sowohl Musinga wie Ndagano eine dauernde, heilsame Furcht einflößen, die für beide der Anfang der Weisheit sei!

P. D.

Zu unseren Bildern.

Nil-Stauwerk bei Assouan. Wie bekannt, verdankt Ägypten seine Fruchtbarkeit dem Nil. Tritt der Fluß über seine Ufer und überschwemmt er mit seinem schlammigen Wasser das Land, so verleiht er dem Boden seine große Fruchtbarkeit, indem er seinen fetten Schlamm daselbst absetzt.

Auf vielfache Weise hat man das nährend Wasser des Nil schon in alter Zeit in Kanälen bis an den Wüstenrand über Felder geleitet. Wohl die älteste Methode war der Gebrauch des Schaduf. (Siehe „Stern der Neger“, Jahrgang VIII, S. 233.) Man benützt ferner das Wasserrad (ähnlich wie bei unseren Baggermaschinen), das bedeutend bequemer ist und durch Zugtiere betrieben wird, während beim Schaduf nur Menschenkraft in Anwendung kommt. Heute wird das Nilwasser in größerem Maßstabe mittelst Pumpen über die Felder geleitet und zwar oft auch mit Dampfkraft.

Die Engländer haben in letzter Zeit großartige Wasserstauen angelegt, deren größte bei Assouan in Oberägypten ist. Diese Nil-Staue (davon ein Bild S. 244) ist 2 Kilometer lang und 22 Meter hoch. Ihre Mauern besitzen eine Dicke von 22 Meter an der Grundlinie und von 8 Meter in der Höhe des Wasserspiegels. Dieser Bau, der den Pharaonenbauten Unterägyptens gleichkommt, dauerte fünf Jahre, bis er vollendet war — im Jahre 1903. 180 mächtige Eisenschleusen regeln die Verteilung des Wassers und füllen einen See von drei Milliarden Kubikmeter und 500.000 Hektar Oberfläche. Diese Nil-Staue ermöglicht es, einen großen Teil Oberägyptens und das Nildelta unter Wasser zu setzen und überaus fruchtbar zu machen.

Kaffrische Verlobungsfeierlichkeiten.

Unter den Kafferntraals (Kraal = Gehöft), in denen ich im Missionsbezirk St. Michael catechetischen Unterricht erteile, zeichnet sich besonders der Kraal Matschobane in der Gegend von Pambanyene aus. Derselbe ist ungemein stark bevölkert; zählt er doch zehn Weiber, sechs Bräute, vier Intombi (erwachsene Mädchen) und eine Masse von Kindern! Was die Hauptsache ist, es sind alle Insassen des Kraals dem christlichen Glauben wohlgeneigt. Ich hatte dabelbst schon über ein Jahr lang Unterricht erteilt, die Leute beteten schon recht schön die gewöhnlichen christlichen Gebete, sie kannten den hl. Rosenkranz und wußten auf alle Fragen des kleinen Katechismus gut zu antworten, kurz, ich war mit ihnen wohl zufrieden, obschon sie sich noch immer heidnisch kleideten und noch keines von ihnen in das eigentliche Katechumenat aufgenommen worden war.

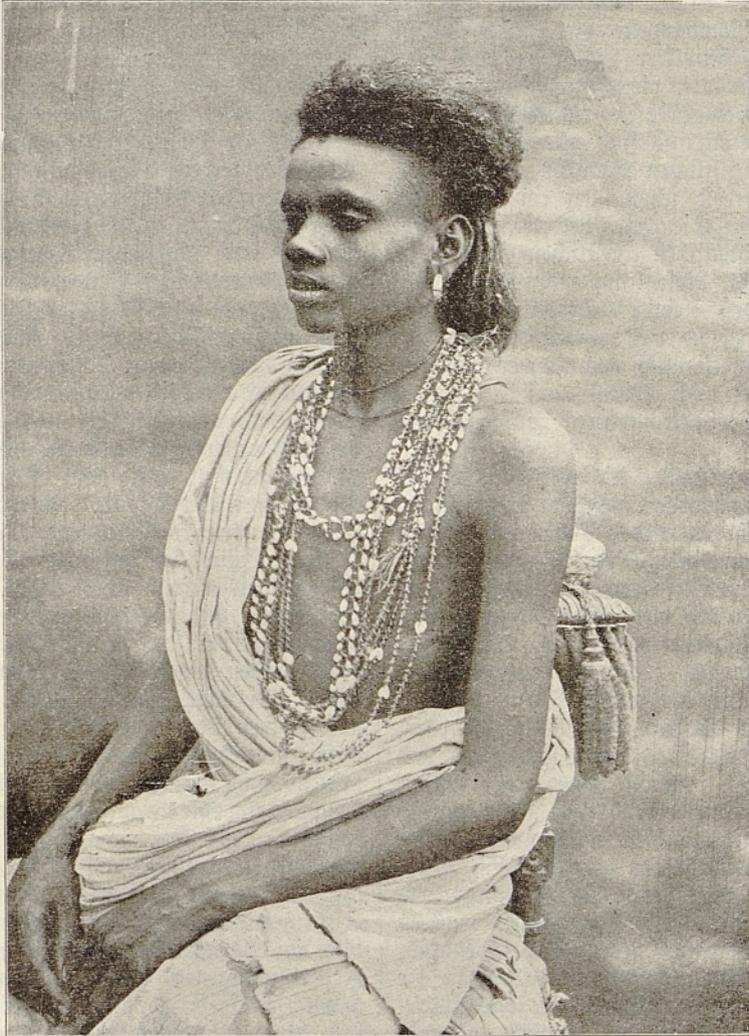
Eines Tages wäre ich aber doch beinahe an allem irre geworden. Schon in ziemlicher Ferne hörte ich ein wildes Toben und Lärmen und dabei war ein mir unerklärliches Zagen und Treiben von Ochsen, woran sich zu meiner Verwunderung auch viele mit heidnischem Fuß geschmückte Mädchen beteiligten. Näher gekommen, fragte ich, was es denn da gebe, konnte jedoch aus den wirren Antworten, die mir von allen Seiten zugeschrien wurden, nicht klug werden. Das unsinnige Zagen und Schreien dauerte fort und die erschreckten Tiere wurden so wild und tobend, daß mir ordentlich bang wurde, sie möchten mich samt meinem Kößlein über den Haufen rennen. Beim Kraal selbst fand ich eine große Masse Volkes versammelt. Auf die abermalige Frage, was es denn heute Großartiges gebe, hörte ich endlich, es sei heute „Ukuqutschwa“, ein Ehrentag für die junge Braut. Damit war mir das Rätsel plötzlich gelöst. Obchon ich noch niemals persönlich Zeuge dieser Feier gewesen war, so war sie mir doch dem Namen nach gar wohl bekannt.

Ich will es nun versuchen, den geehrten Lesern eine kleine Skizze davon zu entwerfen, obschon ich im vorhinein erklären muß, daß ich diesem wilden, spezifisch heidnischen Treiben keinerlei Geschmack abgewinnen konnte, daß es mich im Gegenteil tief schmerzte, wie ich sah,

daß meine armen Katechumenen, auf deren baldige Befehrung ich so große Hoffnungen gesetzt hatte, sich heute wie die reinsten Heiden benahmen und ganz im Taumel wilder Sinnelust aufzugehen schienen. Draußen vor dem Kraal also schrien, lärmten und tanzten nach dem Kommando eines halbbetrunknen Kaffern die Burschen und Mädchen, wobei sie immer wieder und wieder auch die gehezten Ochsen in ihre tobenden Reihen miteinschlossen. Es war ein sehr heißer, schwüler Tag und ich fürchtete, es möchte eines der armen Geschöpfe zusammenbrechen. Mittelpunkt dieses „Heidenlärmes“ aber war die vor der Hütte auf einer Strohmatte sitzende Braut. Von ihrem Anzuge will ich lieber schweigen, denn trotz der zahllosen bunten Perlen, die sie um Hals, Brust, Hand- und Fußgelenk trug, konnte man doch nicht sagen, daß sie einigermaßen anständig bedeckt war. Rings um sie herum standen ihre Gespielinnen in vollem heidnischen Fuß, doch gut bekleidet, und all das Volk, das im weiten Halbkreis vor der Hütte stand, beschäftigte sich einzig und allein mit der am Boden sitzenden Braut. Zuletzt kamen auch die tanzenden Burschen und Mädchen herbei, hielten Lobreden auf die Schönheit und Klugheit dieser Heldin des Tages, wiederholten ihre Tänze und Gesänge und verbeugten sich dazwischen vor der Braut, so daß ihr Tun und Treiben einer wahren Vergötterung derselben gleichkam. Ihnen schlossen sich bald die anwesenden Weiber an. Mit irgendeinem Zweig oder Maisstengel in der Hand, zogen sie tanzend und jauchzend unter beständiger Verbeugung um die Braut herum und riesen dazwischen: „Makoti, schau' mich an! Schenk' mir nur einen einzigen Blick! Sieh', wie wir dich alle ehren!“ Sie aber sitzt, kaffrischer Sitte gemäß, stumm und steif wie ein Götzenbild am Boden; nur zuweilen geruht sie, die niedergeschlagenen Augen ein wenig zu erheben. Das einzige, was sie tut, ist, daß sie sich heute vor allem Volk sehen läßt. Denn sonst ist eine Kaffernbraut so verhüllt, daß man kaum von ihrem Gesichte etwas wahrnehmen kann; selbst vor den nächsten Angehörigen legt sie diese Umhüllung nicht ab. Anders aber heute, am Tage des Ukuqutschwa, denn da trägt sie außer einer Lendenschürze nur den oben erwähnten Perlen schmuck. Die übrigen Weiber aber sind bei dieser Feier besser gekleidet denn sonst. Außer dem üblichen

Felle haben sie heute zwei Decken bis unter die Arme gebunden und selbst um Hals und Brust hängen noch mancherlei bunte Tücher. Die Mädchen sind freier gekleidet, umso reicher und bunter dagegen ist ihr Perlen schmuck. Die

Dieses Ukuqutschwa ist jedoch keineswegs die einzige Ehrung, die einer Kaffernbraut angetan wird. Eine Vermählung erscheint dem Kaffer so wichtig und die Gelegenheit, sich bei vollen Utschwa-Krügen und saftigen



Ein junger Bisharine im Festtagschmuck.

Männer tragen große zierliche Felle. Der Bräutigam ist auch zugegen, empfängt jedoch keinerlei Huldigung; er tanzt vielmehr mit den anderen vor seiner Braut. Daß an einem solchen Tage auch tüchtig gegessen und getrunken wird, versteht sich von selbst.

Ochsenkeulen durch wildes Singen und Tanzen wieder einmal gehörig austoben zu können, so günstig, daß die Gewohnheit eine ganze Reihe von Festlichkeiten hierfür fixiert hat. Ein paar Wochen später verabredet nämlich die Braut mit dem Bräutigam, wo sie von

ihm abgeholt werden soll. Am betreffenden Tag geht sie in Begleitung eines jüngeren Mädchens heimlich vom Haus fort und stellt sich an den verabredeten Platz. Abgesandte des Bräutigams kommen ihr entgegen und eilen dann voraus, um im Kraal des Bräutigams zu melden, daß die Braut komme. Bei ihrer Ankunft bleibt sie vor dem Eingang der mittleren Hütte, welche dem ersten Weibe des Kraalsbesitzers gehört, in gebückter

Schilling verabreicht worden. Nun bietet man ihr eine Matte zum Sitzen an, doch ist ein drittes Geldgeschenk nötig, bis sie sich zum Niedersitzen bequemt. Auf alle an sie gerichteten Fragen antwortet ihre Begleiterin; sie selbst spielt die Stumme.

Am folgenden Tage wird der neuen Braut zu Ehren alles Vieh zusammengetrieben, um der Braut den Reichtum ihres künftigen Mannes zu zeigen; hierauf wird gespielt,



Br. Karl.

P. Zorn.

P. Bertola.

Br. Cyrillus f.

Br. August.

Missionshaus in Kayango.

Haltung stehen. Einer der Kraalinsassen kommt heraus und fragt nach ihrem Begehr. Ihre Begleiterin gibt zur Antwort, ihre Freundin wolle sich verloben. Auf die Frage, mit wem, nennt sie den Namen des Bräutigams. Nun wird ihr ein Geldstück, meist ein Schilling, eingehändigt mit dem Ersuchen, in die Hütte ihrer künftigen Schwiegermutter einzutreten. Hier bleibt sie neben dem Eingange sitzen. Der Aufforderung, näher hinzurücken, leistet sie erst dann Folge, nachdem ihr ein weiterer

gesungen und getanzt nach Herzenslust. Nun folgt eine Art Einleitung. Bisher war sie nämlich bloß mit der aus Ziegenfellen bestehenden Isidwaba bekleidet. Nun „bedeckt“ sie eine Schwester des Bräutigams mit drei Tüchern. Das erste umhüllt die Brust, das zweite die Schultern, das dritte dient als Kopfschmuck, eine Umhüllung, die sie in Gegenwart der Verwandten des Bräutigams nicht mehr ablegt bis zum Tage der eigentlichen Hochzeit. Ebenso verbietet ihr

die gute Sitte, in deren Gegenwart etwas zu essen.

Am folgenden Tage werden zwei Boten an den Vater der Braut abgesandt, um ihm den Aufenthalt seiner Tochter anzuzeigen. Dieser fordert, bevor er sich in weitere Unterhandlungen einläßt, Geld oder eine entsprechende Anzahl Ochsen, in der Regel zehn, und außerdem eine Ziege, „damit er den Mund zum Sprechen öffnen könne“. Die Ziege erhält er noch am gleichen Tage zugestellt, das Uebrige, sobald die Umstände es gestatten.

Nun wird Utschwala gebraut und von Freundinnen der Braut in deren neue Heimat getragen. Daß der Trunk nicht schade, werden auch noch ein paar Ziegen dazugegeben, bei Reicherem ein Ochse. Einen Teil des Fleisches verzehrt man im Kraal des Bräutigams, den anderen schickt man in die elterliche Wohnung der Braut.

Ein bis zwei Monate bleibt nun die Letztere im Kraale des Bräutigams. Während dieser Zeit werden Tücher zu der Brautgabe angeschafft und eine schöne Wolldecke, die von Freundinnen vielfach mit bunten Perlschnüren verziert wird. Ist alles fertig, so wird im elterlichen Hause angekündigt, die Tochter komme zurück, man möge Utschwala brauen. Von dort geht nach einigen Stunden die Meldung zurück, der Trunk sei fertig, man harre noch der Gäste.

Nun ladet der Bräutigam seine Jugendfreunde, alle Nachbarn und Verwandten ein, ihm das Ehrengelict zu geben, wenn er seine Braut nach Hause führe. Am bestimmten Tag geht es dann in förmlicher Prozession dem heimatischen Kraal der Braut zu. Altem Kaffernbrauch gemäß marschirt man im Gänsemarsch, einer schön hinter dem anderen; übrigens gestatten auch die schmalen Fußpfade in dem hohen Gras kaum ein anderes Gehen. Den Mittelpunkt des Zuges bildet die Braut. Regelmäßig wird auch noch eine Anzahl Ochsen nachgeführt als teilweise Abzahlung der vom Vater geforderten Brautgabe. Ein Chef verlangt wohl 50 Ochsen und darüber für seine Tochter.

Beim Kraal angekommen, zieht man zuerst singend und tanzend um die Hütte der Brautmutter herum. Sodann hält der Zugsführer eine schwungvolle Ansprache, in welcher er der Schönheit und Güte des mitgebrachten Viehes rühmend gedenkt, worauf ihnen dann

der Brautvater eine Hütte zum Uebernachten einräumt. Solche Aufzüge werden nämlich immer gegen Abend veranstaltet. Die halbe Nacht wird mit Singen, Spielen und Trinken zugebracht. Das Ganze ist aber nur ein kleines Vorspiel von dem endlosen Singen und Springen des kommenden Tages. Damit die Kehle nicht trocken werde, wird natürlich dem Utschwala fleißig zugesprochen. Ein paar Schafe und Ziegen, die gierig verschlungen werden, sorgen für die nötige Unterlage. Endlich wird unter Gesang und Tanz Abschied genommen. Die Braut gibt, von ihren Freundinnen umgeben, den Gästen noch ein Stück Weges das Ehrengelict und kehrt dann in den elterlichen Kraal zurück, wo sie bleibt, bis die volle Brautgabe sowie verschiedene andere Sachen, wie Töpfe, Decken, geflochtene Matten u. w., eingetroffen sind.

Ist alles da, so kauft nun auch der Vater seiner Tochter Decken, Perlen, Blechschüsseln und Schlafmatten, soweit sie solche nicht schon selbst angefertigt hat, teils zum eigenen Schmucke, teils als Geschenke für ihre künftigen Kraalgenossen. Zu guter Letzt wird abermals Utschwala gebraut und zwar diesmal in beiden Kraalen zugleich.

Am vereinbarten Tage macht sich die Braut mit ihren Verwandten und Freundinnen auf den Weg. Die meisten tragen große Utschwalatöpfe auf dem Kopf, andere die oben bezeichneten Geschenke der Braut. Beim Kraal des Bräutigams angekommen, müssen sie sich den Eintritt mit 5 bis 10 Schilling erkaufen. Eingetreten, erwarten sie singend die Aufforderung zum Tanze, dem sodann vom jüngeren Volke sofort in herkömmlichem Eifer gehuldigt wird.

Der Tanz selbst ist übrigens insofern anständig, als keines das andere berührt und Burschen und Mädchen sich dabei in getrennten Gruppen bewegen.

Inzwischen wird ein Ochse geschlachtet und von den Weibern zubereitet. Ist alles fertig, so folgt eine kleine Pause im Tanze; alles setzt sich zum gemeinsamen Schmause. Hat man sich gehörig gestärkt, so bringen Mädchen einen Regenschirm und verdecken darunter die Braut. Ein schwarzer Polizist vertritt die Stelle des Zivilbeamten. Er nimmt die Braut beim Arm und führt sie dem Bräutigam zu, der bisher als stiller Zeuge dem Tanze zugehört. Beide werden nun um ihren Konsens gefragt. Ist

das leise Jawort gegeben, so erfolgt die Anforderung, es so laut zu sagen, daß alle Anwesenden es hören. Damit ist der Ehebund geschlossen, der nun neuerdings durch Spielen, Tanzen und Schmausen bis in die tiefe Nacht hinein gefeiert wird.

Des andern Tages geht alles nach Hause, mit Ausnahme einiger Mädchen, die noch einen Tag bei der Braut als Gesellschafterinnen bleiben und dafür eigens mit einer Ziege beschenkt werden, die zum rührenden Abschiede gemeinsam verzehrt wird.

Die Braut aber ist von jetzt an als starkes,

urteilsfähiges Weib ausgerufen und wird nun als Kind des Hauses betrachtet. Umakoti, Braut, heißt sie aber noch Jahre lang, auch wenn sie schon zwei bis drei Kinder hat.

Solche durchaus heidnische Gebräuche und lärmende Festlichkeiten, an denen die Schwarzen mit ganzer Seele hängen, sind leider für viele ein Hindernis für die Annahme des christlichen Glaubens und mancher Neubekehrte ist bei solchen Anlässen wieder rückfällig geworden. Begreiflich also, daß der Missionär seine Schulkinder davon fernhält und sich bemüht, ihnen etwas Besseres und Edleres dafür zu bieten.

Rundschau in den Missionen.

Europa.

Fortschritt der katholischen Kirche in Schottland. Aus folgendem ergibt sich der bedeutende Zuwachs, den die katholische Kirche in Schottland innerhalb 70 Jahren erfahren. Im Jahre 1835 gab es daselbst nur 70 Weltpriester, 35 Kirchen und Kapellen und eine Frauengenossenschaft. Im Jahre 1905 steigerte sich die Zahl der Weltpriester auf 406, dazu kommen 96 Ordenspriester, 385 Kirchen und Kapellen, 14 Männer- und 50 Frauengenossenschaften.

Asien.

(Missionen des Pariser Seminars.)

In **Japan** hat das Pariser Seminar vier Diözesen mit 59.354 Katholiken und 164 Kirchen und Kapellen. Den fünf Bischöfen unterstehen 117 europäische und 33 einheimische Priester. Schulen bestehen 29.

Korea. Das apostolische Vikariat von Korea zählt 64.070 Katholiken und 45 Kirchen und Kapellen. Der Bischof hat 43 europäische und 11 einheimische Priester zur Seite. In diesem apostolischen Vikariate sind schon 58 Schulen errichtet.

China und Tibet. In China mit Tibet besitzt das Pariser Seminar 8 apostolische Vikariate und 2 apostolische Präfecturen. Die Gesamtzahl der Katholiken beträgt 238.480 und der Kirchen und Kapellen 1129. Unter 11 Bischöfen stehen 365 europäische und 143 einheimische Priester sowie 1485 Schulen.

In **Hinterindien** sind 13 Bischöfe aus demselben Seminar tätig. In den 13 apostolischen Vikariaten sind 733.094 Katholiken, 545 europäische und 462 einheimische Priester. Kirchen und Kapellen gibt es 3063 und Schulen 1876.

In **Vorderindien** sind 4 Diözesen. Die 209 europäischen und 61 einheimischen Priester pastorieren 313.647 Seelen in 1010 Kirchen und Kapellen. Schulen bestehen 298.

Afrika.

Belgisch-Kongo. Gemäß der Vereinbarung, die zwischen dem Heiligen Stuhl und der Regierung des belgischen Kongostaates getroffen wurde, überläßt letztere jeder katholischen Missionsstation kostenlos 100 oder nach Bedürfnis 200 Hektar kulturfähiges Land als Eigentum. Dieses soll lediglich Missionszwecken dienen und darf niemals veräußert werden. Als Entgelt verpflichten sich die Missionäre nach Maßgabe ihrer Hilfsmittel zur Errichtung von Ackerbau- und Handwerkerschulen. Der Schulplan wird nach gegenseitiger Uebereinkunft aufgestellt. Jeder Missionsobere hat zur bestimmten Zeit dem Generalgouverneur über Organisation und Entwicklung der Schulen, Schülerzahl, Leistungen und dergleichen Bericht zu erstatten. In allen Schulen kommen die belgischen Nationalsprachen zur Geltung. Jede Ernennung eines Missionsoberen muß dem Generalgouverneur angezeigt werden. Der Regierung steht auch die Aufsicht über die

gesundheitlichen Verhältnisse der Schulräume zu. Ferner verpflichten sich die Missionäre, je nach persönlicher Befähigung und gegen Entgelt wissenschaftliche Bestrebungen durch geographische, ethnographische und linguistische Arbeiten zu unterstützen. An wichtigen Volkszentren übernimmt die Mission nach Maßgabe ihres Personalstandes die Seelsorge. Ständige Residenzen erhalten Regierungszuschüsse, die in jedem einzelnen Falle des näheren zu bestimmen sind. Schließlich wird Beamten und Missionären gutes Einvernehmen empfohlen. — Etwaige Schwierigkeiten sollen durch freundschaftliche Aussprache mit den Lokalbehörden und, sofern dies zu keinem Ziele führt, durch die höheren Obern geregelt werden.

Zur Entdeckung eines Heilmittels gegen die Schlafkrankheit ist ein Preis von Ffs. 200.000 ausgesetzt. Weitere 300.000 Franken wurden für die hiezu notwendigen Studien in Aussicht gestellt.

Nord-Sansibar. Am 30. August 1905 zählte das apostolische Vikariat von Nord-Sansibar 17 Hauptstationen, welche 137 christliche Dörfer mit 15.000 katholischen Schwarzen umfassen. Dasselbst befinden sich 11 Kirchen, 18 Kapellen und 69 Schulen. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen beträgt 8500. Der

Bischof erteilte im letzten Jahre 1543 Personen die heilige Firmung. 1284 Heiden erhielten die heilige Taufe. In den Hospitälern seines Vikariates wurden im gleichen Zeitabschnitte 10.400 Kranke gepflegt.

Die Ausdehnung der katholischen Kirche in Ostafrika machte schon seit langem eine Teilung des Vikariates wünschenswert. Die Verhandlungen mit Rom dauerten schon seit längerer Zeit und veranlaßten den Bischof Allgeyer, gegen Ende 1905 nach Europa zu reisen. Bei seiner Anwesenheit in Rom wurde dann die Teilung vorgenommen, infolgedessen der britische Teil des Vikariates (Sib in Sansibar) dem Bischof Allgeyer verbleibt, während der deutsche Teil ein neues apostolisches Vikariat unter dem Namen Deutsch-Ostafrika bildet. Als apostolischer Vikar des neuen Vikariates Deutsch-Ostafrika wurde, wie aus Rom mitgeteilt wurde, der hochwürdige Herr P. F. X. Vogt aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist ernannt. Pater Vogt stammt aus Warlenheim in Unterelsaß, wo er am 3. Dezember 1840 geboren wurde; er war seit 1901 in Knechtsteden tätig, wo er als erster Assistent des Provinzials Pater Ucker und als Novizenmeister und Dekonom segensreich wirkte.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen, bei welchen Name und Wohnort der Redaktion nicht angegeben werden, werden nicht veröffentlicht. — Die Abkürzung wird durch die Redaktion besorgt.

K. M. in W. Hatte im Verlaufe dieses Jahres neben meinem Geschäft eine gefährliche Konkurrenz zu erwarten, was mir immer Angst machte. Ich nahm dann meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu mit dem Versprechen, wenn ich Erhörung finde, dies im „Stern der Regier“ zu veröffentlichen, und ich wurde erhört. Darum tausend Dank diesem liebevollen Herzen.

M. M. Ewigen Dank der unbesiegt empfangenen Jungfrau von Lourdes für erlangte Gesundheit.

M. A. G. in A. bittet sämtliche Leser des „Stern“ um ein Stoßgebetlein zum göttlichen

Herzen Jesu und zu unserer Mittlerin, der unbesiegt empfangenen Gottesmutter, um von einem langwierigen Gelenksrheumatismus befreit zu werden und um die Gnade des Missionsberufes zu erlangen. — Bei Erhörung Veröffentlichung versprochen.

P. in G. bittet inständig ums hl. Gebet zum hlst. Herzen Jesu, daß es der lieben Mutter wieder die Gesundheit schenken wolle.

A. M. W. aus S. empfiehlt dem Gebete der Söhne des hlst. Herzens Jesu seinen Bruder um Erlangung einer guten Berufswahl.

Zur Beachtung!

1. Solange keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt die Abnahme der Zeitschrift als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnementserneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifennummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifennummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie dort nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

3. Um nicht jährlich den Abonnementsbetrag einsenden zu müssen, möchten einige Abonnenten wissen, wie viel ein lebenslängliches Abonnement des „Stern der Neger“ kostet. Zu diesem Zwecke

wurde die Summe von 50 Kronen oder 50 Mark bestimmt.

4. Wer mindestens 20 Kronen einsendet, kann als Taufpate eines Negerkinds fungieren und ihm den Namen, den er will, beilegen.

5. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche zehn Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen; er erhält sodann, wenn er alle unter einer Adresse bezieht, das erste Exemplar umsonst.

6. In hervorragender Weise kann unserem Missionswerk auch gedient werden durch Zusendung von Messstipendien, besonders wenn sie nicht zu knapp bemessen sind.

7. Laufender Jahrgang kann noch immer nachbestellt werden; die bereits erschienenen Nummern werden nachgeschickt.

Für Abonnenten aus Studententreisen wird eine außerordentliche Preisermäßigung gewährt.



Atelier für kirchliche Arbeiten

des

Dom. A. Moroder,

Maler und Vergolder in St. Ulrich, Gröden
(Oberdoß), Tirol,

empfiehlt sich dem hochw. Clerus für alle
kirchlichen Architekturarbeiten:

vom Taufstein bis zum Hochaltar,
wie auch Statuen der Heiligen,
Christus Corpusse, Krippendarstellungen,
Stationen und Reliefs,
Heilige Gräber u. Lourdesgrotten
in feinsten Holzschnitzerei; feine
Bemalung mit Vergoldungen.

Für gezielene Arbeiten wird garantiert. ———
——— Illustrierte Preislisten gratis und franko.

Der Beruf einer Hilfsmissionarin für Afrika.

2. Auflage.

Mit Empfehlungsschreiben Sr. Eminenz des Kardinals Kopp von Breslau und der hochwürdigsten Bischöfe von Marburg, St. Gallen, Linz und St. Pölten und einem Begleitworte von Dr. Ignaz Rieder, Theologie-Professor.

Mit Druckerlaubnis des Magisters des heiligen apost. Palastes und des Vize-Gerens von Rom.

Preis: 24 h, 20 Pf., 25 Cent.

Zu beziehen durch die Herderschen Verlagshandlungen in Freiburg im Breisgau und in Wien sowie durch die St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitstraße 12, und deren Filialen und Ausgabestellen: München, Türkenstraße 15/11. — Breslau, Hirschstraße 33.

Die Pentateuchfrage.

— Ihre Geschichte und ihre Systeme. —

Bearbeitet von Josef Kley.

Von der hohen kath.-theol. Fakultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift.

252 Seiten. Elegante Ausstattung. Preis Mk. 4.50.

Das vorliegende Buch bereichert die exegetische Literatur mit einer vortrefflichen Arbeit über eine der wichtigsten theologischen Fragen der Gegenwart. — Der Autor behandelt ausführlich und erschöpfend die Frage der Echtheit der fünf Bücher Moses. Das Buch wird Exegeten ausgezeichnete Dienste leisten.

Vermischte Predigten

von P. Markus Prattes C. Ss. R.

1. Band 266 Seiten. 2. Band 346 Seiten.

Die beiden Bände bilden zusammen einen Predigtzyklus für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, ferner enthalten sie Predigten auf einzelne Heiligen (Stephanus, Johann v. Gott, Peter und Paul, Schutzengel usw.) und mehrere Gelegenheitspredigten. — Die christliche Moral ist allseitig behandelt. Reichhaltig an Gedanken, bieten die Predigten dem Seelsorger in ihrer einfachen, populären Darstellung vieles Neue und Originelle, das dem Zuhörer wahre Geistes- und Herzensnahrung gibt, und können darum nur aufs wärmste dem Prediger zur Erleichterung seines Amtes empfohlen werden.

Der Schatz des Präsidenten von Paraguay. Emilio Salgari.

Nach dem Italienischen von P. Josef C. Heidenreich C. Ss. R.

392 Seiten. Feinste Ausstattung. Mit 15 hübschen Einhaltsbildern. Preis geheftet Mk. 2.—. In elegantem Einband Mk. 3.—.

Der Verfasser führt den Leser nach Südamerika, dem Schauplatz der abenteuerlichsten Ereignisse; interessante Fahrten zu Wasser und zu Lande, sehr spannend geschildert, fesseln den Leser bis zum Schluß. — Das Buch, das zugleich belehrt und bildet, darf allen, die Lust und Liebe für Reisen haben, bestens empfohlen werden.

Inhalt:

Die Schilut (Fortsetzung)	241	Zu unseren Bildern	258
Besuch der Christen in Nordofan (Fortsetzung)	248	Raffrische Verlobungsfeierlichkeiten	259
Unsere Schulen in Khartoum	254	Rundschau in den Missionen	263
Aus dem Missionsleben: Aus Rayango	255	Gebetserbörungen und -Empfehlungen	264
Kampf mit der Hölle	256	Abbildungen: Nil-Stauwerk in Assouan. —	
Verschiedenes: Abreise in die Mission. —		Arabischer Bettler im Winterkostüm. — Ein	
Aus unserem Missionshause. — Menschenopfer	257	junger Bischarine im Festtagschmuck. — Missionshaus in Rayango.	